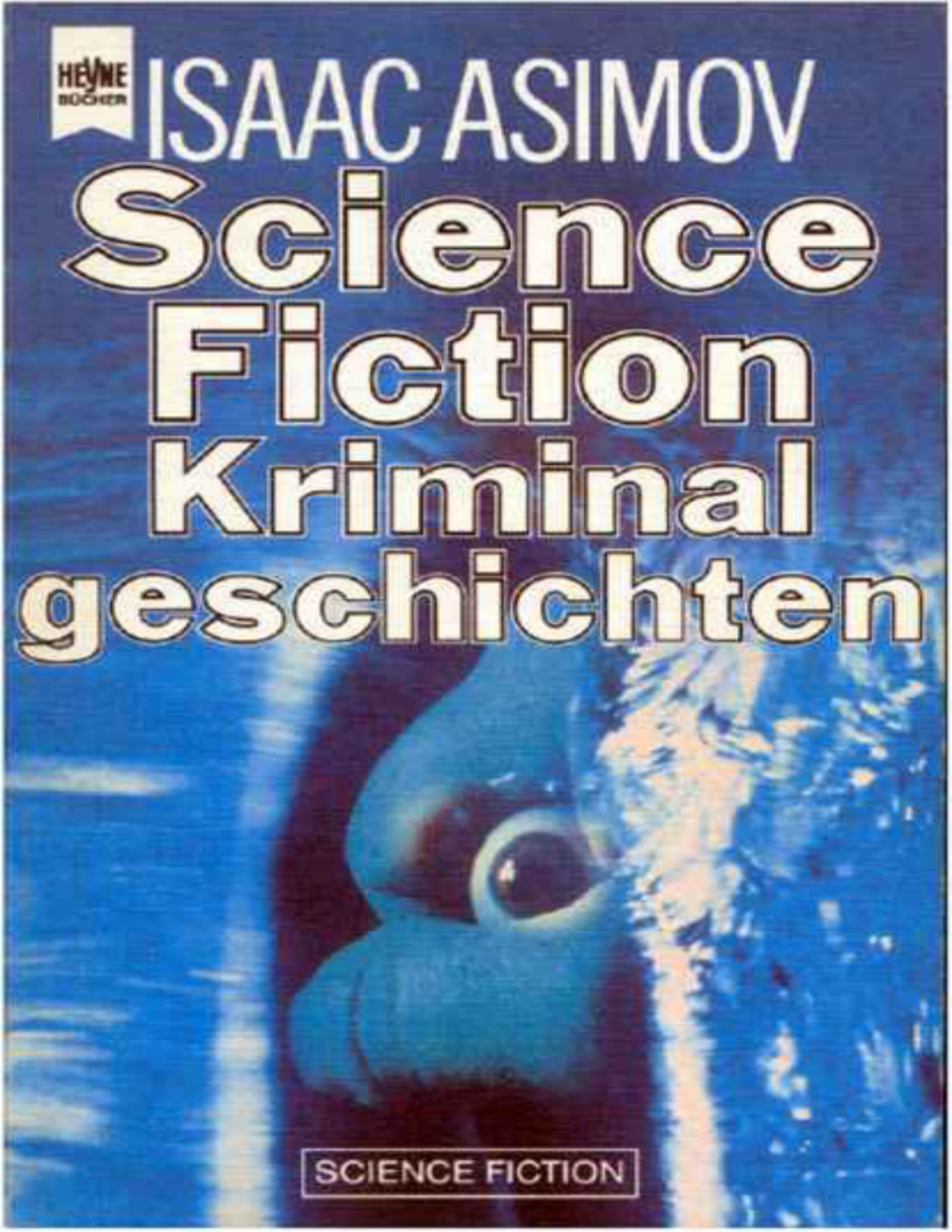
HEYNE BÜCHER

ISAAC ASIMOV

Science Fiction Kriminal geschichten



SCIENCE FICTION

SHOUT
SHARE
IT

- 1. Der sprechende Stein
- 2. Tod einer Blondine
- 3. Projekt Gans
- 4. In der Atmosphärenkammer
- 5. Ohne Hilda in Marsport
- 6. Gefangene des Alls
- 7. Das Souvenir
- 8. Nachruf für Lancelot
- 9. Die Nova
- 10. Energie aus dem Nichts

INHALT

Der sprechende Stein
(THE TALKING STONE)
Tod einer Blondine
(WHAT'S IN A NAME)
Projekt Gans (PATE DE FOIE GRAS)
In der Atmosphärenkammer (THE DUST OF DEATH)
Ohne Hilda in Marsport (I'M IN MARSPORT WITHOUT HILDA)
Gefangene des Alls (MAROONED OFF VESTA)
Das Souvenir (ANNIVERSARY)
Nachruf für Lancelot (OBITUARY)
Die Nova122 (STAR LIGHT)
Energie aus dem Nichts (THE BILLIARD BALL)

1. Der sprechende Stein

Der Asteroidengürtel ist groß, aber seine menschliche Bevölkerung ist klein. Nach sieben Monaten der einjährigen Verpflichtungszeit auf Station V fragte Larry Vernadsky sich immer häufiger, ob ihn sein Gehalt überhaupt für die Einzelhaft - hundertzehn Millionen Kilometer von der Erde entfernt -entschädigen konnte. Er war ein schlanker junger Mann, den niemand für einen Raumfahrtingenieur gehalten hätte; hinter seinen blauen Augen, dem strohblonden Haar und dem unschuldigen Gesichtsausdruck verbarg sich jedoch ein scharfer Verstand mit unersättlichem Wissensdurst. Der unschuldige Gesichtsausdruck und sein Wissensdurst kamen ihm an Bord der Robert Q. gut zustatten.

Als die Robert Q. die Landeplattform der Station V erreichte, ging Vernadsky fast augenblicklich an Bord. Er merkte nicht einmal, daß der Captain sein begeistertes Grinsen nur mit saurer Miene quittierte. Für Vernadsky war jedes Schiff eine willkommene Abwechslung; er hatte sämtliche Werkzeuge zur Verfügung und konnte jedes Ersatzteil in jedes Hypertriebwerk einbauen.

Vernadsky grinste übers ganze Gesicht, während er das übliche Formular ausfüllte, das er später dem Stationscomputer eingeben würde. Er schrieb den Namen des Schiffes nieder, füllte die Spalten Zulassungsnummer, Triebwerksnummer, Feldgeneratornummer und so weiter aus, notierte den Standort (irgendein verdammter Asteroid, dessen Namen ich vergessen habe, und Vernadsky schrieb >Gürtel< als Abkürzung für >Asteroidengürtel<), den Bestimmungsort (>Erde<) und den Grund für die Zwischenlandung (>zeitweises Aussetzen des Triebwerks<). »Wie groß ist Ihre Besatzung, Captain?« fragte Vernadsky mit einem Blick auf die Schiffspapiere.

»Zwei Mann«, antwortete der Captain. »Fangen Sie gleich mit der Reparatur an? Wir haben es nämlich verdammt eilig.« Sein Auftreten verriet den Raumfahrer, der den größten Teil seines Lebens hier draußen zwischen den Asteroiden verbracht hatte.

»Klar, wird gemacht.« Vernadsky schleppte seinen Tester in den Maschinenraum. Der Captain begleitete ihn. Während Vernadsky das Hypertriebwerk testete, dachte er über den Captain nach, der trotz seiner Bartstoppeln und seiner rauhen Ausdrucksweise durchaus kultiviert wirkte. Er war sich darüber im klaren, daß manche Männer an diesem einsamen Leben Geschmack fanden - aber ob dieser Captain zu ihnen gehörte? »Welche Erze transportieren Sie?« erkundigte Vernadsky sich beiläufig. Der Captain runzelte die Stirn. »Chrom und Magnesium«, antwortete er dann.

»Tatsächlich?... An Ihrer Stelle würde ich den Jenner-Verteiler

auswechseln lassen.«

»Setzt das Triebwerk deshalb aus?«

»Nein, aber der Verteiler arbeitet höchstens noch zehn Millionen Kilometer, und solange Sie einmal hier sind...«

»Okay, bauen Sie einen neuen Verteiler ein. Hoffentlich haben Sie den Fehler bald!«

»Ich gebe mir Mühe, Captain.«

Die letzte Bemerkung des Captain brachte sogar Vernadsky zum Schweigen. Er arbeitete zehn Minuten weiter und richtete sich dann auf. »Der Semireflektor ist beschlagen«, stellte er fest. »Sobald der Positionenstrahl einen bestimmten Punkt auf dem Reflektor erreicht, setzt das Triebwerk kurz aus. Wir müssen den Reflektor austauschen.« »Wie lange dauert das?« »Ungefähr zehn bis zwölf Stunden.« »Was? Wir haben uns schon verspätet und...«

»Nichts zu machen.« Vernadsky zuckte mit den Schultern. »Ich muß das Triebwerk mit Helium ausspülen, bevor ich hineinkann; das dauert ungefähr drei Stunden. Und dann muß ich den neuen Semireflektor einbauen und abgleichen, was wieder einige Stunden dauert. Ich könnte Ihr Triebwerk in einer Viertelstunde notdürftig reparieren, aber damit kämen Sie nicht einmal bis zum Mars.«

»Okay«, knurrte der Captain. »Los, fangen Sie an!«

Vernadsky schob seinen Heliumzylinder vor sich her an Bord. Der Zylinder wog buchstäblich nichts, weil der Schwerkraftgenerator der Robert Q. außer Betrieb war, aber seine Masse und Bewegungsenergie waren unverändert. Vernadsky hatte deshalb alle Hände voll zu tun und konzentrierte sich so auf diese Aufgabe, daß er eine falsche Tür öffnete und den abgedunkelten Raum betrat.

Er hatte nur Zeit für einen überraschten Ausruf, dann schoben ihn zwei Männer in den Korridor hinaus.

Vernadsky schwieg, während er den Zylinder an das Einlaßventil des Triebwerks anschloß und zuhörte, wie das Helium die radioaktiven Gase hinausspülte.

Dann konnte er seine Neugier nicht länger beherrschen und sagte: »Sie haben ein Silicony an Bord, Captain. Ein sehr großes.« »Tatsächlich?« fragte der Captain nur. Sein Gesichtsaudruck verriet nicht, was er dachte.

»Ich habe es gesehen. Darf ich es mir noch mal länger ansehen?« »Warum?«

Vernadsky sah ihn bittend an. »Hören Sie, Captain, ich sitze seit mehr als einem halben Jahr auf diesem Felsen hier. Ich habe alles über die Asteroiden gelesen, was ich erwischen konnte auch über Siliconies. Aber ich habe noch keines zu Gesicht bekommen. Seien Sie doch nicht so hartherzig!« »Tun Sie lieber Ihre Arbeit.«

»In den nächsten Stunden ist nichts zu tun«, beteuerte Vernadsky.

»Warum haben Sie das Silicony überhaupt an Bord, Captain?« »Andere Leute mögen Hunde. Ich mag Siliconies.« »Kann es sprechen?«

Der Captain lief rot an. »Wie kommen Sie darauf?«

»Manche können sprechen. Manche lesen sogar Gedanken.«

»Sind Sie etwa Spezialist für diese verdammten Dinger?«

»Ich habe nur viel über sie gelesen. Kommen Sie, Captain, Sie wollten mir das Silicony zeigen.«

Vernadsky übersah geflissentlich, daß die beiden Männer jetzt wieder neben ihm standen. Er war von drei stämmigen Kerlen eingekreist, die vermutlich bewaffnet waren.

»Was ist denn?« fragte Vernadsky erstaunt. »Ich will das Ding nicht stehlen. Ich will es nur sehen.«

Vielleicht rettete ihm die erst begonnene Reparatur in diesem Augenblick das Leben. Vermutlich war es jedoch sein harmloser Gesichtsausdruck, der die anderen davon überzeugte, daß dieser junge Mann nichts Böses im Sinn hatte.

»Gut, meinetwegen«, sagte der Captain. »Kommen Sie mit.«

Und Vernadsky folgte dieser Aufforderung mit Vergnügen und klopfendem Herzen.

Vernadsky starrte das graue Tier ehrfürchtig und nur leicht angewidert an. Er hatte tatsächlich noch nie ein Silicony gesehen, aber er kannte die Tiere aus dreidimensionalen Abbildungen und Beschreibungen. Trotzdem verblüffte ihn die Wirklichkeit einigermaßen.

Die Haut des Tieres war ölig glatt und grau. Es bewegte sich langsam, wie es einem Tier zusteht, das im Fels lebt. Unter der Haut spielten keine Muskeln; statt dessen schoben sich graue Steinplatten wie Schuppen übereinander. Aus dem eiförmigen, oben abgeflachten Körper ragten sechs Beine hervor, deren scharfe Steinkanten Felsen durchbohrten und in eßbare Stücke zerkleinerten.

An der Unterseite des Tieres befand sich eine Öffnung, durch die Felsbrocken ins Körperinnere gelangten. Dort reagierten Kalkstein und hydrierte Silikate aufeinander und bildeten die Silikone, aus denen das Körpergewebe des Tieres bestand. Dabei entstehende Abfallprodukte wurden als weiße Kiesel ausgeschieden, die zunächst alle Extraterrologen verblüfft hatten, bis die Siliconies entdeckt worden waren. Die Wissenschaftler konnten sich allerdings noch nicht erklären, wie dieses Lebewesen es fertigbrachte, Silikonen die Aufgaben zu übertragen, die Proteine bei anderen Tieren zu erfüllen hatten.

Das Silicony trug zwei weitere keulenförmige Ansätze auf dem Rücken, die es jedoch einzog, wenn es sich durch Felsen bohrte. Nach Meinung ernsthafter Extraterrologen, die das Tier Siliconeus asteroidea nannten, dienten diese >Ohren< als Antennen für die

rudimentären telepathischen Kräfte, die manche Siliconies besaßen.

Das Silicony kroch langsam über einen ölverschmierten Felsen. In einer Ecke der Kabine lagen weitere Steinbrocken, von denen das Tier lebte. Vernadsky hatte allerdings gelesen, daß es seinen Energiebedarf zusätzlich aus anderen Quellen decken mußte.

»Ein wahres Ungeheuer!« meinte Vernadsky anerkennend. »Fast dreißig Zentimeter Durchmesser!«

Der Captain nickte wortlos.

»Wo haben Sie es her?« fragte Vernadsky.

»Von einem Asteroiden.«

»Die größten Siliconies waren bisher kaum fünf Zentimeter groß. Auf der Erde könnten Sie dieses Tier vielleicht für teures Geld verkaufen.« Der Captain zuckte mit den Schultern. »Schön, Sie haben es gesehen. Los, an die Arbeit!« Er wollte Vernadsky hinausführen, als plötzlich eine seltsam rauhe Stimme hinter ihnen ertönte. Sie wurde durch Reibung zwischen Steinplatten erzeugt, und Vernadsky starrte den Sprecher geradezu entgeistert an.

»Der Mann fragt sich, ob dieses Ding sprechen kann«, sagte das Silicony, das plötzlich zu einem sprechenden Stein geworden war. »He!« rief Vernadsky erstaunt aus.

»Schön, jetzt haben Sie es gesehen und gehört«, meinte der Captain ungeduldig. »Kommen Sie!«

»Und es kann Gedanken lesen«, stellte Vernadsky fest. »Mars rotiert in zwei-vier Stunden drei-siebeneinhalb Minuten. Jupiter hat eine Dichte von eins-komma-zwei-zwei. Uranus wurde im Jahr eins-siebenacht-eins entdeckt. Pluto ist der weiteste Planet. Die Masse der Sonne beträgt zwei-null-null-nullnull-null-null... «

Der Captain zog Vernadsky hinaus, der fasziniert zuhörte, während er über die Schwelle stolperte.

»Woher weiß es das alles, Captain?« wollte Vernadsky wissen.

»Aus einem alten Astronomielehrbuch, das wir ihm vorlesen.«

»Eine alte Schwarte«, fügte einer der Besatzungsmitglieder hinzu. »Aus der

Zeit vor der Erfindung der Raumfahrt. Sogar noch echt gedruckt.« »Halt's Maul«, sagte der Captain.

Vernadsky kontrollierte das ausströmende Helium und konnte schließlich mit der Arbeit beginnen. Er unterbrach sie nur, um eine Tasse Kaffee zu trinken und eine kurze Pause einzulegen.

»Wissen Sie, was ich glaube, Captain?« sagte er mit seinem unschuldigsten Lächeln. »Das Tier hat vielleicht Hunderte von Jahren in einem Asteroiden gelebt; es ist verdammt groß und wahrscheinlich intelligenter als kleinere Siliconies. Dann sind Sie gekommen und haben ihm gezeigt, daß das Universum nicht nur aus Felsen besteht. Deshalb interessiert es sich für Astronomie, glauben Sie nicht auch?«

Er wollte den Captain dazu bringen, sich irgendwie zu diesem Thema zu äußern. Aber der andere verzog keine Miene und fragte nur: »Wann sind Sie fertig?«

Das war sein letzter Kommentar, und Vernadsky mußte damit zufrieden sein. Sobald das Triebwerk wieder funktionierte, bezahlte der Captain die Rechnung in bar, steckte seine Quittung ein und startete mit heulenden Düsen.

Vernadsky sah ihm aufgeregt nach und ging rasch an seinen Sender. »Ich muß recht haben«, murmelte er vor sich hin. »Ich muß recht haben.« Sergeant Milt Hawkins nahm den Anruf in der vertrauten Umgebung des Polizeireviers auf Asteroid 72 entgegen. Dort saß er mit einem Zweitagebart, einer Dose Bier, einem Filmprojektor und seinen Gedanken, aus denen er aufschrak, als der Summer ertönte. Hawkins sah endlich wieder ein menschliches Gesicht auf dem Bildschirm und freute sich darüber. Gesellschaft war Gesellschaft, selbst wenn nur Vernadsky anrief. Er begrüßte ihn freudig und achtete vor lauter Begeisterung zunächst kaum darauf, was Vernadsky zu erzählen hatte.

Dann war er plötzlich ganz Ohr. »Halt, langsam!« unterbrach er Vernadsky. »Was hast du eben gesagt?«

»Hast du nicht zugehört, du dämlicher Polizist? Ich rede mir hier die Kehle heiser, aber du...«

»Immer mit der Ruhe! Was hast du von einem Silicony erzählt?« »Dieser Kerl hat eines an Bord. Er füttert es mit Steinen.« »Und?«

»Es ist nicht nur ein Silicony!« beteuerte Vernadsky. »Es ist nicht fünf Zentimeter, sondern dreißig Zentimeter groß. Weißt du, was das bedeutet? Du liebe Güte, der Kerl lebt hier draußen, ohne etwas über Asteroiden zu wissen!«

»Schön, dann erzählst du mir eben, was ich angeblich nicht weiß.«

»Hör zu, aus Felsen entsteht Körpergewebe, aber woher bekommt ein Silicony dieser Größe seine Energie?« »Keine Ahnung.« »Direkt aus... Bist du allein?« »Ja, leider.«

»Das wird dir bald nicht mehr leid tun. Siliconies nehmen Energie durch direkte Absorption von Gammastrahlen auf.« »Wer sagt das?«

»Ein gewisser Wendell Urth, ein bekannter Extraterrologe. Er weiß angeblich auch, wofür die >Ohren< der Siliconies gut sind. Sie haben nichts mit Telepathie zu tun, sondern dienen als hochempfindliche Strahlendetektoren.«

»Okay. Und?« fragte Hawkins, der nachdenklich geworden war. »Paß auf! Urth behauptet, auf Asteroiden gebe es nicht genügend Gammastrahlen, um Siliconies mit mehr als fünf Zentimeter am Leben zu erhalten. Das andere Tier war dreißig Zentimeter groß, verstehst du?« »Hmmm... «

»Folglich stammt es von einem Asteroiden, der völlig aus radioaktivem Material bestehen muß - und der irgendwo außerhalb der normalen Routen liegt, wo niemand einen Asteroiden vermutet. Nur der Captain der Robert Q. hat offenbar gleich die richtigen Schlüsse aus seiner Entdeckung gezogen. Er ist ein gerissener Bursche.« »Weiter.«

»Nehmen wir einmal an, er hätte eine Versuchssprengung durchgeführt und wäre dabei auf dieses riesige Silicony gestoßen. Dann weiß er, daß er einen unwahrscheinlichen Fund gemacht hat. Das Silicony kann ihn zu den größten Uranlagern führen.« »Warum sollte es das tun?«

»Weil es lernen will! Es hat Jahrtausende im Fels verbracht und weiß erst jetzt, daß es Sterne gibt. Der Captain könnte eine Vereinbarung mit ihm treffen. Nur der Staat darf Uran abbauen; Privatleute dürfen nicht einmal Geigerzähler besitzen. Eine wunderbare Gelegenheit für den Captain!« »Vielleicht hast du recht«, sagte Hawkins.

»Ich habe todsicher recht! Du hättest die drei Männer sehen sollen, wie sie mich beobachteten. Du hättest sehen sollen, wie sie mich nach zwei Minuten hinausgeschubst haben.«

Hawkins rieb sich das unrasierte Kinn. »Wie lange kannst du sie noch aufhalten?« fragte er.

»Aufhalten? Sie sind längst wieder gestartet!«

»Was! Warum rufst du dann an? Warum hast du sie weggelassen?«

»Die Kerle waren zu dritt und bewaffnet«, erklärte Vernadsky ihm. »Was hätte ich gegen sie ausrichten können?«

»Okay, aber was tun wir jetzt?«

»Du kommst mit und verhaftest sie«, antwortete Vernadsky grinsend. »Ich habe dafür gesorgt, daß ihr Triebwerk nach spätestens zehntausend Kilometer aussetzt. Und ich habe eine Radiosonde eingebaut.« »Aber wir drehen das Ding allein«, warnte Vernadsky ihn. »Nur wir beide und dein Raumschiff. Die anderen sitzen fest, und wir haben drei Kanonen. Wir lassen uns sagen, wo der Uranasteroid zu finden ist, fliegen dorthin und benachrichtigen dann die Raumpolizei. Wir bringen drei Uranschmuggler, ein riesiges Silicony und die Koordinaten eines neuen Uranasteroiden mit. Dann wirst du Leutnant, und ich bekomme einen Posten auf der Erde, kapiert?«

»Klar«, brüllte Hawkins begeistert. »Ich komme sofort!«

Sie hatten das andere Schiff fast erreicht, bevor sie durch ein Glitzern auf die Robert Q. aufmerksam wurden.

»Haben sie keinen Strom mehr für die Positionslampen?« fragte Hawkins. »Der Notstromgenerator funktioniert doch noch?«

Vernadsky zuckte mit den Schultern. »Sie versuchen Energie zu

sparen, weil sie hoffen, daß ein anderes Schiff sie aufnimmt. Im Augenblick schicken sie bestimmt einen Notruf aus.«

»Na, ich nehme jedenfalls nichts auf«, stellte Hawkins trocken fest.

»Nichts?«

»Keinen Ton.«

Sie schwebten näher an das andere Schiff heran, das mit zwanzigtausend Stundenkilometer Geschwindigkeit im Raum trieb. Das Polizeischiff paßte sich dieser Geschwindigkeit an und rückte näher.

»Nein, nein!« rief Hawkins plötzlich. »Das Schiff hat einen

Meteoritentreffer abbekommen! Das Loch ist so groß wie ein Scheunentor.

Tut mir leid, Vernadsky, aber die Sache sieht nicht gut aus.«

Vernadsky schloß die Augen und schluckte trocken. Er wußte, was Hawkins meinte: Wenn die drei Männer tot waren, hatte Vernadsky sie ermordet, weil er das Triebwerk beschädigt hatte.

»Hör zu, du weißt doch, weshalb ich das getan habe...«

»Ich weiß, was du mir erzählt hast«, antwortete Hawkins. »Aber wenn das Schiff keine Schmuggelware an Bord hat...« Er zuckte vielsagend mit den Schultern.

Sie legten Raumanzüge an und betraten die zertrümmerte Robert Q., deren Meteorabwehr außer Betrieb gewesen war, als ihre Energieversorgung ausfiel. Der Meteorit hatte den Schiffsrumpf durchschlagen, den Kontrollraum zerstört und die drei Männer an Bord augenblicklich getötet. Vernadsky kämpfte mit seinen Magennerven und blieb schließlich doch Sieger. »Komm, wir überprüfen die Erzladung«, schlug er mit zitternder Stimme vor. »Sie ist bestimmt radioaktiv.« Sie muß radioaktiv sein, dachte er verzweifelt.

Die Tür zum Laderaum hing schief in den Angeln, so daß Hawkins seinen Geigerzähler nur an den Spalt zu halten brauchte. Der Geigerzähler tickte rasend schnell.

»Das habe ich geahnt«, sagte Vernadsky erleichtert. Die Sabotage am Triebwerk war nun ein Akt vorbildlicher Pflichterfüllung, und der Zusammenstoß mit dem Meteoriten, der drei Menschen den Tod gebracht hatte, galt als bedauerlicher Unfall.

Als sie die Tür aufbrachen, sahen sie einige Tonnen Gestein vor sich. Hawkins hob zwei größere Stücke auf und steckte sie ein. »Als Beweismaterial«, erklärte er. »Und zur Analyse.«

»Ich möchte wetten, daß es sich um hochwertige Pechblende handelt«, sagte Vernadsky grinsend.

»Okay, das wäre es vorläufig«, meinte Hawkins. »Wir haben vielleicht Schmugglern das Handwerk gelegt. Was nun?« »Der

Uranasteroid... oh!«

»Richtig. Wo ist er? Die drei Männer, die es wissen müßten, sind tot.« »Verdammt noch mal!« Vernadsky ließ den Kopf hängen. Bisher hatten sie nur drei Leichen und einige Tonnen Pechblende vorzuweisen. Gut, aber nicht überragend. Dafür gab es natürlich eine Belobigung, aber er hatte es nicht auf Belobigungen abgesehen.

»He, das Silicony!« rief er plötzlich. »Es kann im Vakuum leben. Und es weiß, wo der Asteroid zu finden ist.«

»Richtig!« stimmte Hawkins zu. »Wo steckt das komische Ding?« »Achtern«, sagte Vernadsky. »Komm!«

Das Silicony glitzerte im Lichtstrahl ihrer Taschenlampen. Es lebte und bewegte sich.

Vernadskys Herz schlug rascher. »Wir müssen es mitnehmen, Hawkins.« »Warum?«

»Das Vakuum überträgt keine Schallwellen, weißt du das nicht? Wir müssen es in unser Schiff nehmen.« »Schon gut, schon gut.«

»Wir können ihm schließlich keinen Raumanzug mit Sprechfunk anziehen.« »Schon gut, habe ich gesagt.«

Sie trugen es vorsichtig in ihr Schiff, und Hawkins hielt es in beiden Händen, während Vernadsky sie von der Robert Q. abstieß. Das Silicony lag jetzt im Kontrollraum. Die Männer hatten ihre Helme abgenommen, und Hawkins zog seinen Anzug aus. Vernadsky konnte nicht länger warten.

»Kannst du unsere Gedanken lesen?« fragte er. Dann hielt er den Atem an, bis die Antwort kam.

»Ja«, sagte das Silicony. Dann fügte es hinzu: »Überall Leere. Nichts.« »Was?« fragte Hawkins.

Vernadsky legte einen Finger auf die Lippen. »Es meint den kleinen Ausflug ins Freie, vermute ich.« Er wandte sich an das Tier und sagte laut, als könne er dadurch seine Gedanken verstärken: »Die Männer bei dir haben Uran gesucht - ein besonderes Erz, Strahlung, Energie.«

»Sie wollten Essen«, antwortete das Silicony.

Natürlich! Uran war eine Energiequelle, von der das Silicony lebte.

»Hast du ihnen gezeigt, wo es zu finden ist?« fragte Vernadsky weiter.

»Ja.«

»Das Ding ist kaum zu hören«, klagte Hawkins.

»Es ist irgendwie nicht ganz in Ordnung«, erklärte Vernadsky ihm. Dann fragte er laut: »Bist du gesund?«

»Nicht gesund. Luft plötzlich fort. Etwas im Innern nicht in Ordnung.« »Der Druckabfall scheint ihm geschadet zu haben«, murmelte Vernadsky. »Hör zu, du weißt doch, was ich will. Wo bist

du zu Hause? Wo gibt es die viele Nahrung?«

Das Silicony bewegte sich langsam. »Dort«, antwortete es. »Dort.«

»Wo?« kreischte Vernadsky.

»Dort.«

»Es deutet irgendwie in die Richtung«, sagte Hawkins.

»Klar, aber wir wissen nicht, wohin es zeigt.«

»Was soll es sonst tun? Uns die Koordinaten angeben?«

»Warum nicht?« fragte Vernadsky nur. Er wandte sich wieder an das Silicony, das jetzt bewegungslos vor ihm lag. Die glänzende Oberfläche schien sich allmählich zu trüben.

»Der Captain wußte, wo dein Eßplatz war, nicht wahr? Er hatte Zahlen aufgeschrieben, stimmt's?« Er konnte nur hoffen, daß das Silicony auch seine Gedanken las. »Ja«, antwortete es.

»Drei sechsstellige Zahlen, drei Koordinaten«, sagte Vernadsky eindringlich.

»Ja«, antwortete das Silicony noch leiser.

»Wie heißen sie? Wie lauten die Koordinaten? Schreib sie auf, Hawkins!« »Weiß nicht«, flüsterte das Silicony. »Zahlen unwichtig. Eßplatz dort.« »Das ist klar genug«, meinte Hawkins. »Es hat die Koordinaten nicht gebraucht, deshalb hat es nicht darauf geachtet.«

»Bald... nicht... mehr lebendig«, sagte das Tier. »Bald... tot. Was nach dem Tod?«

»Nur noch eine Frage«, flehte Vernadsky. »Hat der Captain diese Zahlen irgendwo niedergeschrieben?« Die beiden Männer beugten sich tief über das Lebewesen. »Wo? Wo?« drängte Vernadsky.

»Auf dem Asteroiden«, wisperte das Silicony.

Es sprach nie wieder, denn es war tot.

Vernadsky und Hawkins schüttelten hoffnungslos die Köpfe.

»Blödsinn«, meinte Hawkins. »Warum sollte er die Koordinaten dort niedergeschrieben haben? Unsinn!«

»Ein Vermögen in Uranerzen«, murmelte Vernadsky vor sich hin. »Der bisher größte Fund - aber wir wissen nicht, wo das Zeug liegt...« Seton H. Davenport sah sich neugierig und amüsiert um. Selbst in entspannter Haltung wirkte er Zoll für Zoll wie ein Inspektor des FBI, der er tatsächlich war. Jetzt lächelte er fast, als er den düsteren Raum betrachtete, dessen endlose Wandregale Bücherfilme, Kuriositäten, wissenschaftliche Apparate und vieles andere enthielten. Die hier herrschende Unordnung und die isolierte Atmosphäre ließen den Raum so unwirklich wie seinen Benutzer erscheinen. Dieser Benutzer und Eigentümer saß unter der einzigen hellen Lampe an seinem Schreibtisch und las sorgfältig den offiziellen Bericht durch, der vor ihm lag. Seine rechte Hand blätterte um und schob gelegentlich die Brille zurück, die immer wieder von der Nase zu rutschen drohte. Sein Bauch hob und senkte sich bei jedem Atemzug. Er war Dr. Wendell

Urth, nach Meinung berufener Fachleute der beste Extraterrologe der Welt. Aus allen Ländern kamen Fragesteller zu ihm, wenn es um Probleme außerhalb der Erde ging, obwohl Dr. Urth sich in den letzten dreißig Jahren kaum noch aus seiner Wohnung auf dem Universitätsgelände bewegt hatte.

Jetzt sah er zu Inspektor Davenport auf. »Ein sehr intelligenter junger Mann, dieser Vernadsky«, sagte er anerkennend.

»Weil er diese Schlüsse aus der Existenz des Siliconys gezogen hat? Das finde ich auch.«

»Nein, nein. Die Schlußfolgerungen waren unvermeidbar. Jeder Trottel hätte darauf kommen müssen. Ich meine die Tatsache, daß der junge Mann meinen Bericht über die Strahlenempfindlichkeit des Siliconeus asteroida gelesen hat.«

»Ah, richtig«, sagte Davenport. Dr. Urth war natürlich Fachmann für Siliconies. Deshalb war Davenport überhaupt zu ihm gekommen. Er hatte ihm nur eine einzige Frage stellen wollen, eine wirklich simple Frage, aber Dr. Urth hatte den Kopf geschüttelt und den Ermittlungsbericht verlangt. Normalerweise hätte er diesen Bericht nicht lesen dürfen, aber er hatte dem FBI schon mehrmals wertvolle Dienste erwiesen, so daß der Inspektor keine andere Wahl hatte.

Dr. Urth legte die Blätter auf den Schreibtisch, nahm seine Brille ab, polierte sie mit seinem Taschentuch, prüfte das Ergebnis kritisch im Licht der Lampe und setzte die Brille wieder auf. »Wie lautet Ihre Frage noch mal, Inspektor?«

Davenport sagte geduldig: Ist es Ihrer Meinung nach richtig, daß ein Silicony dieser Größe nur auf einem Asteroiden existieren kann, der reich an Uran...«

»An radioaktivem Material«, unterbrach Dr. Urth ihn. »Vielleicht Thorium, aber wahrscheinlich vor allem Uran.« »Sind Sie also dieser Meinung?« »Ja.«

»Wie groß wäre der Asteroid etwa?«

»Ich rechne mit zwei Kilometer Durchmesser«, antwortete der Extraterrologe. »Vielleicht mehr.«

»Wie viele Tonnen radioaktives Material müßten dort zu finden sein?« »Billionen. Mindestens.«

»Wären Sie bereit, ein Gutachten darüber anzufertigen?« »Selbstverständlich.«

»Besten Dank, Doktor Urth.« Davenport erhob sich. »Das wollte ich nur hören.«

Aber Dr. Urth legte eine Hand auf den Bericht. »Warten Sie«, sagte er. »Wie wollen Sie den Asteroiden finden?«

»Wir suchen danach. Jedes unserer Schiffe bekommt einen Sektor zugeteilt, den es absucht.«

»Die Kosten, die Zeit, der Aufwand! Und Sie finden ihn trotzdem

nicht.«

»Die Chancen stehen eins zu tausend. Vielleicht haben wir Glück.«

»Sie stehen eins zu einer Million. Sie finden bestimmt nichts.«

»Wir müssen es wenigstens versuchen. In diesem Fall lohnt sich jeder Aufwand!«

»Aber der Asteroid ist leichter zu finden. Ich kann ihn finden.« Davenport starrte den Extraterrologen verblüfft an. Er wußte, daß Dr. Urth kein vertrottelter Professor war, obwohl er so aussah. »Wie wollen Sie ihn finden?« erkundigte er sich hoffnungsvoll.

»Zuerst müssen Sie sich mit meinem Preis einverstanden erklären«, sagte Dr. Urth.

»Preis?«

»Mein Honorar, wenn Ihnen das lieber ist. Ihre Leute finden vielleicht ein ähnlich großes Silicony auf diesem Asteroiden. Siliconies sind für uns Extraterrologen äußerst wertvoll, denn mit ihrer Hilfe lassen sich vielleicht einige Probleme lösen, die uns schon lange beschäftigen... Verstehen Sie, was ich meine?«

»Sie wollen also ein großes Silicony geliefert bekommen?« »Lebend und gesund. Und kostenlos. Ja.«

Davenport nickte. »Selbstverständlich, das läßt sich arrangieren. Wie heißt die Antwort?«

Dr. Urth lächelte. »Der Schlüssel dazu ist die Bemerkung des Siliconys«, antwortete er.

»Welche Bemerkung?« fragte Davenport.

»Sie ist in Ihrem Bericht erwähnt. Als das Silicony im Sterben lag, fragte Vernadsky nach der Stelle, an der die Koordinaten niedergeschrieben worden waren. Und das Tier antwortete: >Auf dem Asteroiden.«« Davenport schüttelte enttäuscht den Kopf. »Das wissen wir natürlich, Doktor, und wir haben uns ausgiebig damit befaßt. Das hat nichts zu sagen.« »Wirklich nicht, Inspektor?«

»Bestimmt nicht! Lesen Sie selbst nach. Das Silicony hat gar nicht zugehört. Es war zu sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt. >Was nach dem Tod?< wollte es von Vernadsky wissen. Wahrscheinlich hat es seine eigene Frage beantwortet. Es hat sich eingebildet, nach dem Tod in seine Heimat zurückkehren zu können. Das ist alles.«

Dr. Urth schüttelte den Kopf. »Sie sind ein Dichter, wissen Sie. Ihre Phantasie geht mit Ihnen durch. Kommen Sie, wir wollen sehen, ob Sie die Antwort nicht selbst finden. Nehmen wir einmal an, die Bemerkung des Siliconys sei wirklich als Antwort auf Vernadskys Frage gemeint gewesen.« »Was hätten wir davon?« fragte Davenport ungeduldig. »Auf welchem Asteroiden? Auf dem Uranasteroiden? Auf einem anderen Asteroiden, der Stützpunkt der Robert Q. war? Damit können wir nichts anfangen!« »Sie dürfen das Offenbare nicht

übersehen, Inspektor. Fragen Sie sich lieber, was der Ausdruck >auf dem Asteroiden< für das Silicony bedeutet haben muß.«

Davenport runzelte die Stirn. »Wie bitte?«

»Ich habe mich deutlich ausgedrückt. Was bedeutet Asteroid für ein Silicony?«

»Das Tier hat sein Wissen aus einem Astronomielehrbuch bezogen, das ihm vorgelesen wurde. Ich nehme an, daß darin ein Asteroid definiert wurde.« »Richtig!« stimmte Dr. Urth zu. »Danach wäre ein Asteroid also ein kleiner Himmelskörper, der sich etwa zwischen Mars und Jupiter um die Sonne bewegt. Einverstanden?« »Ja.«

»Und was ist die Robert Q.« »Sie meinen das Schiff?«

»So nennen Sie es«, sagte Dr. Urth. »Das Schiff. Aber das Astronomielehrbuch war so alt, daß es nichts über Raumschiffe enthielt. Das wissen wir von einem der Besatzungsmitglieder. Was ist also die Robert Q. Ist sie nicht ein kleiner Himmelskörper? Und hat sie sich damals nicht zwischen Mars und Jupiter um die Sonne bewegt?«

»Soll das heißen, daß das Silicony das Schiff als Asteroiden angesehen hat, so daß >auf dem Asteroiden< in Wirklichkeit >auf dem Schiff< bedeutet?« »Natürlich. Sehen Sie, ich habe gleich gewußt, daß Sie die Antwort finden würden.«

Der Inspektor schüttelte trübselig den Kopf. »Das ist keine Lösung, Doktor.«

»Doch«, widersprach Dr. Urth lächelnd.

»Bestimmt nicht«, versicherte Davenport ihm. »Doktor Urth, wir haben nicht so gründlich nachgedacht. Wir haben die Bemerkung des Siliconys ignoriert. Aber wir haben die Robert Q. gründlich durchsucht! Wir haben sie Stück für Stück demontiert.« »Und Sie haben nichts gefunden?« »Nichts.«

»Vielleicht haben Sie nicht an der richtigen Stelle gesucht.«

»Wir haben überall gesucht.« Davenport erhob sich. »Verstehen Sie nicht, Doktor? Überall!«

»Setzen Sie sich, Inspektor«, forderte Dr. Urth ihn gelassen auf. »Sie haben noch nicht begriffen, worum es geht. Überlegen Sie nur, wie das Silicony Englisch gelernt hat - ein Wort hier, ein Wort da, aber meistens ohne Zusammenhang, so daß es nicht idiomatisch sprechen konnte. Das beweisen schon die Sätze: >Pluto ist der weiteste Planet.< Statt >weiteste< würden wir >entfernteste< sagen, nicht wahr?« »Und?«

»Wer eine Sprache nicht beherrscht, gebraucht Ausdrücke seines eigenen Dialekts, die er wörtlich übersetzt, oder er benützt Wörter der Fremdsprache in ihrer buchstäblichen Bedeutung. Das heißt also, daß das Silicony wirklich >auf dem Schiff< meinte, als es >auf dem Asteroiden< sagte.« »Doktor Urth«, warf Davenport traurig ein,

»wenn unsere Leute suchen, suchen sie gründlich. Auch auf dem Schiff war nichts zu finden.« Dr. Urth schüttelte enttäuscht den Kopf. »Du liebe Güte, Inspektor, mehr Hinweise kann ich Ihnen kaum geben.«

Davenport holte tief Luft. Dann war seine Stimme wieder ruhig, als er fragte: »Woran denken Sie, Doktor?«

Dr. Urth rückte seine Brille zurecht. »Ist Ihnen nicht klar, Inspektor, daß es eine Stelle an Bord eines Raumschiffes gibt, an der Zahlen dieser Art vor jeder Entdeckung sicher sind? Wo Hunderte von Augen sie anstarren können, ohne etwas dabei zu denken?« »Wo? Wo?«

»Überall dort, wo bereits Zahlen sind. Völlig normale Zahlen. Gewöhnliche Zahlen, die sogar vorgeschrieben sind.« »Was meinen Sie damit?«

»Die Zulassungsnummer des Schiffs, die in den Rumpf eingeätzt ist, die Triebwerknummer, die Nummer des Feldgenerators und einige andere. Alles Bestandteile des Schiffs, auf denen Zahlen zu finden sind.« Davenport grinste verblüfft. »Menschenskind, vielleicht haben Sie recht! Und wenn wir den Asteroiden finden, hoffe ich nur, daß ich Ihnen ein Silicony bringen kann, das nicht nur spricht, sondern sogar pfeift.« Er schlug den Ordner auf und nahm ein Blatt heraus. »Wir haben natürlich alle Nummern aufgeschrieben.« Er runzelte die Stirn. »Wenn drei davon Koordinaten ähnlich sehen...«

»Wir müssen mit Täuschungsversuchen rechnen«, stellte Dr. Urth fest. »Wahrscheinlich sind Buchstaben und Zahlen hinzugefügt worden.« Die beiden Männer experimentierten mit Zahlen; dann lehnte Davenport sich seufzend zurück. »Ich gebe zu, daß Sie recht haben«, sagte er. »Die Nummern des Triebwerks und des Bordcomputers sind offenbar verschlüsselte Koordinaten. Sie haben keine Ähnlichkeit mit den sonst üblichen Zahlen, und die später hinzugefügten Ziffern sind leicht zu erkennen. Das sind zwei Koordinaten, aber ich kann beschwören, daß alle anderen Zahlen gewöhnliche Seriennummern sind. Was haben Sie festgestellt, Doktor?«

Dr. Urth nickte. »Ich bin ganz Ihrer Meinung. Wir haben zwei Koordinaten und wissen, wo die dritte gestanden hat.«

»Das wissen wir? Und wie...« Der Inspektor sprach nicht weiter. »Natürlich!« sagte er dann. »Die Zulassungsnummer der Robert Q, ist hier nicht aufgeführt, weil der Meteorit das Schiff genau an dieser Stelle getroffen hat. Tut mir leid, Doktor, aber damit schwinden die Aussichten für ihr Silicony.« Sein Gesicht hellte sich plötzlich auf. »Aber ich bin ein Idiot. Die Nummer ist verschwunden, aber ich kann sie sofort von der Zulassungsbehörde erfahren.«

»Ich muß zumindest dem zweiten Teil Ihrer Behauptung widersprechen, fürchte ich«, sagte Dr. Urth. »Die Zulassungsbehörde

weiß natürlich nur die ursprüngliche Nummer, die der Captain erst später verändert hat.« »Ein Volltreffer an genau dieser Stelle«, murmelte Davenport vor sich hin. »Und deswegen finden wir den Asteroiden vielleicht nie. Was kann man schon mit zwei Koordinaten ohne die dritte anfangen?« »Vermutlich sehr viel, wenn man ein zweidimensionales Lebewesen ist«, antwortete Dr. Urth. »Wir brauchen allerdings drei, und ich habe die dritte zum Glück hier.«

»In meinem Dossier? Aber wir haben doch eben die Nummern...«

»Ihre Liste, Inspektor. Der Ordner enthält aber auch Vernadskys Bericht, in dem die gefälschte Zulassungsnummer genannt wird, mit der die Robert Q. an seiner Station anlegte.«

Davenport griff nach dem Notizblock und Vernadskys Formular; einige Minuten später grinste er zufrieden.

Dr. Urth schob seinen Sessel zurück, stand auf und begleitete Davenport zur Tür. »Ich freue mich immer, Sie zu sehen, Inspektor. Kommen Sie bald wieder. Und denken Sie daran, daß die Regierung das Uran behalten kann, solange ich mein großes Silicony lebend und in guter Verfassung geliefert bekomme.«

Er lächelte zum Abschied.

»Und es muß pfeifen können«, sagte Davenport.

Was er selbst tat, als er hinausging.

2. Tod einer Blondine

Falls Sie glauben, Zyankali sei schwer zu beschaffen, irren Sie sich gewaltig. Ich hielt jedenfalls ein Pfundglas davon in der Hand. Braunes Glas und ein deutlich geschriebenes Etikett mit dem Wort >Zyankali< über einem Totenkopf und gekreuzten Knochen.

Der Mann, dem das Glas gehörte, polierte seine Brillengläser und zwinkerte mich an. Er war außerordentlicher Professor an der Carmody Universität und hieß Helmut Rodney. Er war mittelgroß, dicklich, hatte ein weiches Kinn, Hängebacken, Stirnglatze und schien sich nichts daraus zu machen, daß ich genügend Gift in der Hand hielt, um ein ganzes Regiment zu vergiften.

»Soll das heißen, daß dieses Glas einfach auf Ihrem Regal steht, Professor?« fragte ich.

Er nickte geduldig, als habe er es mit einem Studenten im ersten Semester zu tun. »Ja, es steht immer dort, Inspektor. Die Chemikalien sind alphabetisch geordnet.«

Ich sah mich in dem engen Raum um. Auf den Regalen standen Tausende von ähnlich braunen und weißen Gläsern. »Aber das hier ist Gift«, sagte ich.

»Viele der Chemikalien sind giftig«, antwortete Rodney gelassen. »Führen Sie irgendwie Buch über die Bestände?«

»Nur ganz allgemein.« Er rieb sich das Kinn. »Ich weiß, daß ich dieses Glas habe.«

»Aber nehmen wir einmal an, jemand käme herein und holte sich einen Teelöffel von diesem Zeug - würde Ihnen das auffallen?« Professor Rodney schüttelte den Kopf. »Selbstverständlich nicht.« »Schön, wer hat also hier Zutritt? Ist das Labor normalerweise abgeschlossen? «

»Ich schließe es abends ab, wenn ich es nicht vergesse«, antwortete er. »Tagsüber ist es nicht abgesperrt, und ich bin nicht immer hier.« »Mit anderen Worten, Professor, könnte jeder von der Straße hereinkommen und sich bedienen, ohne daß Sie etwas davon merken.« »Hmmm, ganz recht.«

»Sagen Sie mir, Professor, warum bewahren Sie überhaupt soviel Zyanid im Labor auf? Benützen Sie das Zeug als Rattengift?«

»Nein, nein!« Er schien diese Vorstellung abstoßend zu finden. »Zyanid ist ein wertvoller Katalysator bei organischen Reaktionen und wird...« »Danke, das genügt«, unterbrach ich ihn. »In welchen anderen Labors ist Zyankali auf ähnliche Weise zugänglich?«

»In den meisten«, erklärte er mir. »Sogar an den Arbeitsplätzen der Studenten. Schließlich handelt es sich um eine gewöhnliche Chemikalie, die oft bei Synthesen verwendet wird.«

»Heute ist sie aber nicht wie gewöhnlich verwendet worden«, erinnerte ich ihn.

Rodney seufzte leise. »Nein, das kann man nicht sagen.« Er fügte nachdenklich hinzu: »Die beiden waren als >Büchereizwillinge< bekannt.« Ich nickte. Dieser Spitzname lag nahe, denn die beiden Mädchen in der Bücherei sahen sich sehr ähnlich.

Selbstverständlich nur aus einiger Entfernung. Eine hatte ein rundes Gesicht mit kleinem Kinn; die andere hatte ein eckiges Kinn und eine lange Nase. Aber beide trugen ihr honigblondes Haar in der Mitte gescheitelt und locker auf die Schultern herabfallend. Sah man ihnen ins Gesicht, blickte man in beiden Fällen in große dunkelblaue Augen. Die Mädchen waren gleichgroß, schlank und sportlich. An diesem Tag waren sie sogar ähnlich gekleidet. Beide trugen Blau.

Aber jetzt waren sie nicht mehr zu verwechseln. Das Mädchen mit dem runden Gesicht und dem kleinen Kinn hatte eine Dosis Zyankali geschluckt und war tot.

Diese Ähnlichkeit fiel mir sofort auf, als ich mit meinem Partner Ed Hathaway eintraf. Das tote Mädchen war mit offenen Augen am Tisch zusammengesackt; der rechte Arm hing schlaff nach unten und schien auf die zerbrochene Teetasse zu deuten, die dort lag. Die Tote hieß Louella-Marie Busch. Das zweite Mädchen, das ihr so ähnlich sah, war kreidebleich, zitterte am ganzen Leib und starrte blicklos vor sich hin. Es hieß Susan Morey.

»Verwandte?« fragte ich sofort.

Die beiden waren nicht einmal Cousinen zweiten Grades.

Ich sah mich in der Bücherei um. Auf den Regalen standen Tausende von Fachbüchern, gebundene Jahrgänge verschiedener Zeitschriften, Nachschlagewerke und Monographien. Hinter dem Ausgabeschalter schloß sich ein kleiner Raum an, der ebenfalls voller Bücher und Zeitschriften stand. Zwischen den Regalen der Bibliothek waren lange Tische aufgestellt, an denen etwa hundert Studenten Platz hatten. Zum Glück waren die Tische um diese Zeit fast leer.

Susan Morey machte ihre Aussage mit schleppender Stimme.

Mrs. Nettier, die verantwortliche Bibliothekarin, hatte sich den Nachmittag freigenommen und die beiden alleingelassen. Das war offenbar nicht außergewöhnlich.

Gegen zwei Uhr war Louella-Marie in den kleinen Raum hinter der Theke gegangen. Dort standen nicht nur Bücher, die erst katalogisiert oder gebunden werden mußten, sondern auch eine Heizplatte, ein Wasserkessel und Teegeschirr.

Auch der Tee um zwei Uhr war offensichtlich normal. »Hat Louella-Marie jeden Tag den Tee gekocht?« wollte ich wissen. Susan sah mit blauen Augen zu mir auf. »Manchmal hat Mrs. Nettier den Tee gekocht, aber meistens war es Louella-Marie.«

Susan wurde benachrichtigt, als der Tee fertig war, und die beiden Mädchen zogen sich in den kleinen Raum zurück.

»Beide?« fragte ich erstaunt. »Und wer hat sich um die Bibliothek gekümmert?«

Susan zuckte mit den Schultern und antwortete: »Die Tür stand offen. Wir hätten hinausgehen können, wenn jemand an die Theke gekommen wäre.« »Ist jemand gekommen?«

»Nein. Während der Semesterferien ist nie viel los.«

Der Rest war schnell erzählt. Die Teebeutel waren bereits aus den Tassen genommen, die schon Zucker enthielten.

»Nehmen Sie beide Zucker?« fragte ich.

»Ja«, antwortete Susan langsam. »Aber in meiner Tasse war keiner.« »Nein?«

»Sie hat ihn sonst nie vergessen. Sie weiß, daß ich Zucker nehme. Nach dem ersten Schluck wollte ich nach der Zuckerdose greifen, aber dann...« Dann stieß Louella-Marie einen erstickten Schrei aus, ließ die Tasse fallen und war eine Minute später tot.

Daraufhin stieß Susan einen lauteren Schrei aus, und wir wurden verständigt.

Die Routinearbeit war bald getan. Fotografien und Fingerabdrücke wurden angefertigt. Die Namen und Adressen der im Gebäude anwesenden Männer und Frauen wurden notiert. Als Todesursache war Zyanidvergiftung anzunehmen, und die Zuckerdose enthielt offenbar das Gift. Sie wurde als Beweismittel sichergestellt.

Als der Mord geschah, hielten sich sechs Männer in der Bibliothek auf. Fünf waren Studenten, die erschrocken, verwirrt oder aufgeregt waren. Der sechste Mann war etwa vierzig, sprach mit deutschem Akzent und hatte nichts mit der Universität zu tun. Er war erschrocken, verwirrt und aufgeregt.

Hathaway führte sie hinaus. Sie sollten im Aufenthaltsraum warten, bis wir Zeit für sie hatten.

Einer der Studenten ging an mir vorbei, ohne mich anzusehen. Susan eilte ihm entgegen und nahm seine Hände. »Pete, Pete«, sagte sie.

Pete hatte die Statur eines Footballspielers, obwohl er seinem Profil nach nur als Zuschauer an den Spielen teilnahm. Für meinen Geschmack sah er zu gut aus, aber Susan schien er so zu gefallen. Jetzt sah er über die Schulter, riß die Augen auf und wandte sich ab. Seine Stimme klang heiser und erstickt. »Wie ist Lolly nur...«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß es nicht«, flüsterte Susan.

Pete wandte sich ab. Er hatte Susan nicht ein einziges Mal in die Augen gesehen. Nun ließ er sich von Hathaway hinausführen.

»Freund?« wollte ich wissen.

Susan riß sich von Pete los. »Was?«

»Ist er Ihr Freund?«

Sie senkte den Kopf. »Wir gehen manchmal miteinander aus.« »Wie ernst?«

»Ziemlich ernst«, flüsterte sie.

»Kennt er das andere Mädchen auch? Er hat es Lolly genannt.«

Susan zuckte mit den Schultern. »Nun...«

»Ist er mit Louella-Marie ausgegangen?«

»Manchmal.«

»Ernst?«

»Woher soll ich das wissen?« antwortete sie. »War sie eifersüchtig auf Sie?« bohrte ich weiter. »Was meinen Sie damit?«

»Irgend jemand hat Gift in den Zucker gemischt und die Mischung nur in eine Tasse getan. Nehmen wir einmal an, Louella-Marie sei eifersüchtig genug gewesen, um Sie ermorden zu wollen, damit Freund Pete nicht mehr mit Ihnen ausgehen konnte. Und nehmen wir an, sie habe aus Versehen selbst die Tasse mit dem Gift erwischt.«

»Unsinn«, widersprach Susan. »Das hätte Louella-Marie nie getan.« Aber ihre Lippen waren schmal, ihre Augen blitzten, und der Haß in ihrer Stimme war unüberhörbar.

Professor Rodney kam in die Bibliothek. Er war der erste Mann, der mir in diesem Gebäude begegnet war, und ich fand ihn jetzt keineswegs sympathischer.

Er hatte mir mitgeteilt, daß er sich als Angehöriger des Lehrkörpers für die weitere Entwicklung verantwortlich fühle. »Dafür bin ich da, Professor«, sagte ich.

»Sie führen die Untersuchung, Inspektor«, antwortete er, »aber ich bin dem Dekan verantwortlich und werde meine Pflicht tun.«

Und obwohl er nicht wie ein Aristokrat, sondern eher wie ein Krämer aussah, wenn Sie wissen, was ich meine, brachte er es fertig, mich zu betrachten, als sei ich ein interessantes Objekt unter seinem Mikroskop. Nun sagte er: »Mrs. Nettier ist in meinem Büro. Sie hat anscheinend die Nachrichten gehört und ist sofort gekommen. Sie ist sehr erregt. Sprechen Sie gleich mit ihr?« Das klang wie ein Befehl. »Bringen Sie sie herein, Professor.« Das klang wie eine Erlaubnis. Mrs. Nettier benahm sich wie eine durchschnittliche ältere Dame in dieser Situation. Sie wußte nicht, ob sie der ganze Fall erschreckte oder faszinierte. Nachdem sie einen Blick auf das zerbrochene Teegeschirr geworfen hatte, gewann das Entsetzen Oberhand. Die Leiche war natürlich bereits abtransportiert worden.

Sie ließ sich in einen Stuhl fallen und begann zu weinen. »Ich habe hier selbst Tee getrunken«, klagte sie. »Es hätte auch mir...«

»Wann haben Sie hier Tee getrunken, Mrs. Nettier?« fragte ich so ruhig wie möglich.

Sie zupfte an ihrem Taschentuch. »Nun, kurz nach eins, glaube

ich. Richtig, ich habe Professor Rodney eine Tasse angeboten. Das war kurz nach eins, nicht wahr, Professor Rodney?«

Rodney nickte ungeduldig. »Ich war nach dem Mittagessen in der Bibliothek, um etwas nachzuschlagen«, sagte er zu mir. »Mrs. Nettier hat mir eine Tasse angeboten, aber ich war zu beschäftigt, um anzunehmen oder auf die Zeit zu achten.«

Ich wandte mich wieder an die alte Dame. »Nehmen Sie Zucker, Mrs. Nettier?«

»Ja, Sir.«

»Haben Sie Zucker genommen?« Sie nickte und begann wieder zu weinen.

Ich wartete eine Minute. »Ist Ihnen an der Zuckerdose etwas aufgefallen?« fragte ich dann.

Sie war... sie war...« Mrs. Nettier hob überrascht den Kopf. »Sie war leer, und ich habe sie selbst gefüllt. Ich erinnere mich noch daran, weil ich daran gedacht habe, daß die Mädchen nie Zucker nachfüllen, obwohl sie doch...«

Der Gedanke an die Mädchen gab ihr den Rest. Sie heulte los, und ich gab Hathaway ein Zeichen, er solle sie hinausführen.

Zwischen ein und zwei Uhr nachmittags hatte offenbar jemand die Zuckerdose geleert und drei Teelöffel vergifteten Zucker hineingefüllt. Mrs. Nettiers Erscheinen bewirkte, daß Susan sich auf ihre Pflichten als Bibliothekarin besann, denn als Hathaway zurückkam und sich eine Zigarre anzünden wollte, sagte sie: »Hier ist das Rauchen verboten, Sir.« Hathaway war so verblüfft, daß er die Zigarre wieder einsteckte. Das Mädchen ging zu einem der langen Tische und griff nach dem Buch, das dort aufgeschlagen lag.

Hathaway kam ihm zuvor. »Was wollen Sie damit, Miß?« fragte er.

Susan warf ihm einen verblüfften Blick zu. »Ich will es an seinen Platz zurückstellen.«

»Warum?« Er starrte die aufgeschlagene Seite an. Ich sah ihm über die Schulter.

Es war ein deutscher Text. Ich kann nicht Deutsch, aber ich erkenne die Sprache, wenn ich sie sehe. Zwischen kleingedruckten Wörtern standen geometrische Figuren mit vielen Buchstaben und Zahlen. Ich erkannte chemische Formeln.

Ich legte einen Finger in das Buch, klappte es zu und las den Titel auf dem Einband: Beilstein - Organische Chemie - Band VI - Systemnummer 499608. Die Seite 233 war aufgeschlagen gewesen. Die ersten Worte dieser Seite hießen: 4'-Chlor-4-brom-2-nitrodiphenyläther-$Ci_2H_7O_3NCIBr$. Hathaway machte eifrig Notizen.

Inzwischen war auch Professor Rodney heran. Er zeigte auf das Buch und erklärte uns, als stehe er auf seinem Katheder: »Das ist ein

Band Beilstein, eine Art Lexikon der organischen Verbindungen, das Hunderttausende enthält.«

»In diesem Buch?« fragte Hathaway.

»Dieser Band ist nur einer von über sechzig«, antwortete der Professor. »Das gewaltige deutsche Werk ist leider wegen der Fortschritte der organischen Chemie und der Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs veraltet. Trotzdem gibt es im Englischen nichts Vergleichbares, und wer auf diesem Gebiet arbeitet, ist auf den Beilstein angewiesen, um...« Ich weiß nicht, wie lange sein Vortrag noch gedauert hätte, aber ich hatte keine Lust, mit ihm über Bücher zu diskutieren, solange der Fall nicht gelöst war. Deshalb sagte ich plötzlich: »Professor, ich möchte Sie in Ihrem Labor sprechen.«

Ich hatte mir eingebildet, alle gefährlichen Chemikalien würden in einem Giftschrank aufbewahrt und nur gegen Unterschrift ausgehändigt. Dann wäre jeder verdächtig gewesen, der sich das Gift auf andere Weise verschaffen konnte.

Aber jetzt hielt ich selbst ein Pfund in der Hand und erfuhr, daß jedermann sich hier ohne Erlaubnis bedienen konnte.

Und Rodney sagte nachdenklich: »Die beiden waren als >Büchereizwillinge bekannt.«

Ich nickte. »Und?«

»Das zeigt nur, wie schlecht die meisten Menschen beobachten. Die Mädchen hatten blondes Haar und blaue Augen, aber sonst nichts gemeinsam. Was ist in der Bibliothek passiert, Inspektor?« Ich erzählte ihm Susans Story.

Er schüttelte den Kopf. »Und Sie halten die Tote für die Mörderin?« »Sie nicht?« fragte ich sofort.

»Nein«, sagte er. »Sie wäre nicht dazu imstande gewesen. Außerdem hatte sie kein Motiv.« Oder vielleicht doch? »Der Student heißt Pete«, warf ich ein.

»Peter van Norden«, sagte Rodney sofort. »Nicht dumm, aber menschlich wertlos.«

»Mädchen sehen diese Dinge anders, Professor. Beide waren offenbar an ihm interessiert. Vielleicht hat Susan mehr Erfolg gehabt, so daß Lolly zu anderen Mitteln greifen mußte.«

»Und dann soll sie die falsche Tasse genommen haben?«

»Vielleicht war sie der nervlichen Belastung nicht gewachsen«, meinte ich.

»Das war kein Zufall«, widersprach Rodney. »Die Mörderin ist kein Risiko eingegangen. Da nur eine Tasse Zucker enthielt, hätte der Geschmack sie jedenfalls rechtzeitig gewarnt. Sie hätte nicht auszutrinken brauchen.«

»Beide Mädchen haben normalerweise Zucker genommen«, stellte ich fest.

»Auch die Tote war daran gewöhnt. In der Aufregung hat der süße Geschmack sie nicht gewarnt.«

»Das kann ich nicht glauben.«

»Gibt es eine andere Möglichkeit, Professor? Der Zucker ist vergiftet worden, nachdem Mrs. Nettier ihren Tee getrunken hatte. Hat sie ihn vergiftet?«

Er hob den Kopf. »Warum?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Vielleicht hatte sie Angst, die Mädchen hätten es auf ihren Job abgesehen.«

»Unsinn! Sie wird im Herbst dieses Jahres pensioniert.«

»Sie waren auch dort, Professor«, sagte ich.

Er ließ sich nicht verblüffen. »Motiv?« fragte er nur.

»Sie sind nicht zu alt, um sich für Louella-Marie zu interessieren«, stellte ich fest. »Nehmen wir einmal an, sie hätte Ihnen gedroht, sich beim Dekan über Sie zu beschweren.«

Er schüttelte den Kopf. »Wie hätte ich dafür sorgen können, daß das richtige Mädchen vergiftet wird? Warum wäre eine Tasse ohne Zucker geblieben? Ich hätte den Zucker vergiften können, aber ich habe den Tee nicht zubereitet.«

Allmählich gefiel mir dieser Professor Rodney. Er hatte sich nicht aufgeregt, sondern hatte einfach die schwachen Punkte bloßgelegt.

»Was ist Ihrer Meinung nach geschehen?« erkundigte ich mich.

»Ich glaube, daß die Überlebende die Wahrheit verdreht hat. Nehmen wir einmal an, Louella-Marie habe mehr Erfolg bei dem jungen Mann gehabt.

Nehmen wir weiterhin an, Susan habe ausnahmsweise Tee gekocht, während Louella-Marie an der Theke blieb. In diesem Fall hätte Susan natürlich die richtige Tasse bekommen und wäre am Leben geblieben. Dann wäre alles logisch, anstatt lächerlich unlogisch zu sein.«

Ich war ganz seiner Meinung. »Aber das müssen wir beweisen«, sagte ich.

»Wie?«

»Stellen Sie fest, welches Mädchen um zwei Uhr an der Theke war«, schlug der Professor vor.

Er las offenbar Kriminalromane und hielt viel von Zeugen. Ich war skeptisch, stand aber trotzdem auf und nickte. »Okay, wird gemacht, Professor.«

Ed Hathaway wartete auf mich. Er saß allein in der Bibliothek. Er sagte: »Ich hab's.«

»Was hast du?« fragte ich. »Ich weiß, wie alles passiert ist.« »Oh?«

Er achtete nicht auf Rodney. »Das Gift muß hereingeschmuggelt worden sein. Von wem? Von dem Kerl mit dem komischen Akzent... wie heißt er noch gleich?«

Ich wußte, wen er meinte, deshalb warf ich ein: »Schon gut, der Name ist unwichtig. Was bedeutet schon ein Name? Weiter, Ed.«

»Okay, der Kerl kommt also herein und hat das Gift in einem kleinen Umschlag bei sich. Diesen Umschlag klebt er in das deutsche Buch, das organische Dingsda mit den vielen Bänden...«

Der Professor und ich nickten.

»Er ist deutscher Abstammung, und das Buch ist deutsch gedruckt«, fuhr Hathaway fort. »Wahrscheinlich kennt er es sogar. Er hat den Umschlag auf eine bestimmte Seite geklebt, und das Mädchen hat sich das Gift dort abgeholt, um es in den Tee zu tun. In der Aufregung hat sie nur vergessen, das Buch wieder zu schließen...«

»Hör zu, Ed«, unterbrach ich ihn. »Warum soll der kleine Kerl das getan haben? Warum ist er überhaupt hier?« »Er ist angeblich Kürschner und wollte sich hier über Mottenschutzmittel und Insektizide informieren. Na, ist das vielleicht kein Blödsinn? Schon mal größeren Blödsinn gehört?«

»Klar«, antwortete ich, »deine Theorie. Hör zu, kein Mensch versteckt einen Umschlag mit Gift in einem Buch. Man braucht keine bestimmte Seite zu vereinbaren, wenn sich das Buch an dieser Stelle von selbst öffnet. Das ist ein verdammt unsicheres Versteck.« Hathaway runzelte die Stirn.

»Außerdem braucht kein Mensch Gift hereinzuschmuggeln«, erklärte ich ihm. »Hier liegt das Zeug tonnenweise herum. Jeder kann sich selbst bedienen.«

»Was?«

»Der Professor kann es bestätigen.«

Hathaway nahm kopfschüttelnd einen Umschlag aus der Tasche. »Was tue ich dann damit?« »Was ist das?«

Er zeigte mir eine engbedruckte Buchseite. »Das ist die Seite aus dem deutschen Buch, das...«

Professor Rodney lief rot an. »Sie haben eine Seite aus dem Beilstein gerissen?« kreischte er plötzlich los.

»Ich dachte, wir würden Klebstoff oder Giftspuren daran finden«, sagte Hathaway.

»Geben Sie her!« brüllte Rodney. »Sie Tölpel!« Er strich die Seite glatt und überzeugte sich, daß kein Buchstabe fehlte. »Vandale!« zischte er dabei, und ich bin überzeugt davon, daß er Hathaway am liebsten an die Gurgel gesprungen wäre.

Professor Rodney war von Susans Schuld überzeugt. Ich war es auch. Aber die Geschworenen wollten Beweise sehen, die wir beibringen mußten. Da ich kein rechtes Vertrauen zu Zeugenaussagen habe, ließ ich die Verdächtige hereinholen, damit sie die Aussagen der anderen verfolgen konnte. Vielleicht würden ihre Nerven unter dieser Belastung nachgeben... Ich brauchte nur einen Blick auf Susan Moreys

Gesicht zu werfen, um zu wissen, daß ihre Nerven aus Stahl waren.

Der kleine Deutsche war zuerst an der Reihe. Er war grün vor Angst. »Ich habe nichts getan«, beteuerte er aufgeregt. »Bitte. Ich habe viel Arbeit. Wie lange muß ich bleiben?«

Hathaway hatte Namen und Adresse bereits aufgeschrieben, deshalb konnte ich gleich zur Sache kommen. »Sie haben die Bibliothek kurz vor zwei Uhr betreten, stimmt's?«

»Ja. Ich wollte etwas über Mottenschutzmittel nachschlagen und...« »Schon gut. Sie sind gleich an die Theke gegangen. Richtig?« »Ja. Ich habe ihr meinen Namen gesagt, wer ich war, was ich wollte...« »Wem haben Sie das gesagt?« Das war die entscheidende Frage. Der kleine Mann starrte mich an. »Ihr«, antwortete er dann verständnislos. »Ich habe es ihr gesagt. Der jungen Dame dort drüben.« »Ganz recht«, stimmte Susan tonlos zu. »Er hat mit mir gesprochen.« Professor Rodney, der sie aufmerksam beobachtet hatte, runzelte die Stirn. »Wissen Sie bestimmt, daß es dieses Mädchen war?« fragte ich den Kürschner.

»Ja«, erwiderte er sofort. »Ich habe ihr meinen Namen und meinen Beruf gesagt, und sie hat gelächelt. Dann hat sie mir beschrieben, wo Bücher über Insektizide stehen. Als ich fortgehen wollte, kam ein zweites Mädchen aus dem kleinen Raum.«

»Ausgezeichnet!« sagte ich. »Hier ist eine Fotografie dieses zweiten Mädchens. Mit welchem Mädchen haben Sie gesprochen? Welches Mädchen ist aus dem Raum hinter der Theke gekommen?« Der Kürschner starrte abwechselnd Susan, die Fotografie und mich an. »Die Mädchen sehen gleich aus«, meinte er schließlich.

Ich hätte am liebsten geflucht. Susan lächelte fast unmerklich und wurde sofort wieder ernst. Sie mußte mit dieser Ähnlichkeit gerechnet haben. Die wenigen Besucher der Bibliothek würden sich nicht daran erinnern können, wen sie an der Theke gesehen hatten.

Ich wußte jetzt, daß sie den Mord begangen hatte, aber das half uns nicht weiter.

»Schön, welches Mädchen hat mit Ihnen gesprochen?« fragte ich den Kürschner.

»Die junge Dame hier«, sagte er unsicher lächelnd. »Ganz recht«, warf Susan gelassen ein. »Können Sie das beschwören?« fragte ich ihn. »Nein«, antwortete er sofort.

»Hmmm. Na schön, meinetwegen können Sie nach Hause gehen.«

Professor Rodney zupfte mich am Ärmel. »Warum hat sie gelächelt, als er den Zweck seines Besuchs nannte?« flüsterte er.

»Warum nicht?« antwortete ich leise. Dann fragte ich doch danach.

Susan zog die Augenbrauen hoch. »Ich war einfach freundlich. Ist das verboten?«

Ich hätte schwören können, daß sie sich glänzend amüsierte. Der Professor schüttelte leicht den Kopf. »Sie gehört nicht zu den Mädchen, die Fremden gegenüber freundlich sind«, flüsterte er mir zu. »Louella-Marie muß an der Theke gewesen sein.«

Ich zuckte mit den Schultern. Was würden die Geschworenen zu solchen Beweisen sagen?

Vier der Studenten waren offenbar unschuldig und unbeteiligt. Sie hatten zu arbeiten; sie wußten, wo die Bücher standen, die sie brauchten; sie waren nicht erst an der Theke stehengeblieben. Ihren Aussagen nach hatten sie nichts gesehen oder gehört, bis jener Schreckensschrei sie auffahren ließ. Der fünfte Student war Peter van Norden. Er betrachtete angestrengt seinen rechten Daumen, dessen Nagel abgebissen war. Er sah nicht zu Susan hinüber, als er hereingebracht wurde.

Ich ließ ihn einige Minuten lang warten. Dann erkundigte ich mich: »Was hatten Sie um diese Zeit in der Bibliothek zu suchen? Jetzt sind doch Semesterferien, nicht wahr?«

»Meine Prüfung beginnt nächsten Monat«, murmelte er. »Ich arbeite dafür. Wenn ich sie bestehe, kann ich promovieren, wissen Sie.« »Ich nehme an, daß Sie an die Theke gegangen sind, als Sie hereinkamen«, sagte ich.

Er murmelte irgend etwas. »Was?« fragte ich.

»Nein«, antwortete er leise. »Nein, ich glaube nicht, daß ich an die Theke gegangen bin.«

»Sie glauben es nicht?«

»Ich bin nicht an die Theke gegangen.«

»Ist das nicht seltsam?« fragte ich. »Sie sind doch mit Susan und Louella-Marie gut befreundet. Wollten Sie einfach an ihnen vorbeigehen?« »Ich hatte Sorgen. Ich war mit der Prüfung beschäftigt. Ich mußte arbeiten. Ich... «

»Sie hatten also nicht einmal Zeit für ein freundliches Wort«, stellte ich fest und sah zu Susan hinüber. Sie schien blasser geworden zu sein, aber vielleicht täuschte ich mich auch.

»Waren Sie nicht mit einem der beiden Mädchen praktisch verlobt?« wollte ich wissen.

Er hob den Kopf. »Nein! Ich kann mich erst verloben, wenn ich fertig bin.

Wer hat Ihnen das erzählt?«

»Ich habe >praktisch verlobt< gesagt.«

»Nein! Ich bin ein paarmal ausgegangen. Aber was heißt das schon?« »Kommen Sie, Pete, welche von den beiden war Ihre Freundin?« erkundigte ich mich lächelnd.

»Ich sage Ihnen doch, daß es nicht so war!« Er wollte unter keinen Umständen etwas damit zu tun haben.

»Wie steht es damit?« fragte ich plötzlich Susan. »Ist er an die Theke gekommen?«

»Er hat im Vorbeigehen gewinkt«, sagte sie. »Haben Sie das getan, Pete?«

»Ich kann mich nicht erinnern«, antwortete er mürrisch. »Vielleicht habe ich es getan. Und?«

»Schon gut«, wehrte ich ab. Ich wünschte Susan viel Freude mit diesem Kerl. Falls sie seinetwegen gemordet hatte, war alle Mühe vergebens gewesen. Er war offenbar fest entschlossen, sie in Zukunft völlig zu ignorieren.

Auch Susan war sich darüber im klaren. Aus ihrem Blick schloß ich, daß Peter van Norden bei nächster Gelegenheit vergiftet werden würde - falls Susan in Freiheit blieb, was durchaus wahrscheinlich war.

Ich gab Hathaway ein Zeichen, er solle den jungen Mann hinausführen.

Hathaway erhob sich, deutete auf die über sechzig Bände des Chemielexikons und fragte: »Hören Sie, benützen Sie diese ganzen Bücher wirklich?«

»Klar«, antwortete der Student verblüfft. »Das tut jeder von uns. Du lieber Gott, seit wann ist es ein Verbrechen, im Beilstein eine...« »Schon gut, schon gut«, warf ich ein. »Verschwinde, Ed.« Ed Hathaway warf mir einen bösen Blick zu, als er hinausging. Er gibt ungern eine Theorie auf.

Es war bereits sechs Uhr, und ich wußte nicht, was ich tun sollte. Vorläufig konnten wir uns nur an Susans Wort halten. Wäre sie vorbestraft oder gar eine Berufsverbrecherin gewesen, hätte ich die Wahrheit irgendwie aus ihr herausgeholt. Aber diese Methode kam hier natürlich nicht in Frage. Ich wandte mich an den Professor und sah, daß er Hathaways Karteikarten anstarrte, auf denen die Personalien der Zeugen vermerkt waren. Jedenfalls starrte er eine an, die er in der Hand hielt. Und diese Hand zitterte vor Erregung.

Er räusperte sich. »Darf ich ihr eine Frage stellen?« bat er. »Meinetwegen«, sagte ich. Jetzt war nichts mehr zu verlieren. Er legte die Karte mit der Vorderseite nach unten auf den Tisch und sagte heiser: »Miß Morey?«

Susan hatte ihn nervös beobachtet, aber nun war sie wieder gefaßt. »Ja, Professor?«

»Miß Morey, Sie haben gelächelt, als der Kürschner Ihnen den Zweck seines Besuchs erklärte«, begann der Professor. »Warum haben Sie gelächelt?«

»Das habe ich bereits erklärt, Professor Rodney«, antwortete Susan. »Ich war nur freundlich.«

»Hat er sich vielleicht merkwürdig ausgedrückt? War irgend

etwas ungewöhnlich oder amüsant?«

»Ich war nur freundlich«, wiederholte Susan.

»War vielleicht sein Name ungewöhnlich, Miß Morey?« »Eigentlich nicht«, antwortete sie.

»Nun, sein Name ist bisher nicht erwähnt worden. Ich habe ihn erst auf dieser Karte gelesen.« Rodney machte eine Pause und fragte dann scharf: »Wie heißt der Mann überhaupt, Miß Morey?«

Susan überlegte kurz. »Ich kann mich nicht an seinen Namen erinnern.« »Wirklich nicht? Er hat Ihnen doch seinen Namen gesagt, nicht wahr?« »Und wenn schon?« fragte Susan irritiert. »Es ist schließlich nur ein Name. Sie können nicht verlangen, daß ich einen komischen ausländischen Namen behalte, den ich nur einmal gehört habe.« »Er war also ausländisch?«

Susan ging nicht in die Falle. »Das weiß ich nicht mehr«, antwortete sie. »Soviel ich mich erinnere, war es ein typisch deutscher Name, aber das kann ich nicht beschwören. Meinetwegen könnte der Mann John Smith heißen.« Ich wußte nicht, was der Professor beabsichtigte. »Was versuchen Sie zu beweisen, Professor Rodney?« erkundigte ich mich. »Ich versuche nicht zu beweisen, sondern ich beweise, daß Louella-Marie an der Theke stand, als der Kürschner hereinkam«, erklärte er mir. »Er hat ihr seinen Namen gesagt, und Louella-Marie hat daraufhin gelächelt. Miß Morey ist aus dem Nebenraum gekommen, als er die Theke verließ. Es war Miß Morey, diese junge Dame, die eben den vergifteten Tee zubereitet hatte.«

»Das behaupten Sie nur, weil ich mich nicht an den Namen des Mannes erinnern kann!« warf Susan ihm erregt vor. »Lächerlich!« »Nein, durchaus nicht«, widersprach der Professor. »Wären Sie an der Theke gewesen, wüßten Sie seinen Namen noch. Sie hätten ihn unmöglich vergessen können.« Er hielt Hathaways Karte hoch. »Unser Mann heißt mit Vornamen Ernest, aber sein Nachname ist Beilstein. Sein Nachname ist Beilstein!«

Susan wurde kreidebleich.

Der Professor sprach laut weiter. »Niemand, der mit Chemiebüchern zu tun hat, könnte den Namen eines Mannes vergessen, der hereinkommt und sich mit >Beilstein< vorstellt. Das sechzigbändige Lexikon, das heute nachmittag mehrmals erwähnt wurde, trägt den Namen seines Herausgebers, und dieser Name muß jeder Fachkraft einer chemischen Bibliothek vertrauter als die Namen George Washington oder Christoph Kolumbus sein. Wenn dieses Mädchen den Namen vergessen zu haben behauptet, kann es ihn nie gehört haben. Und es hat den Namen nie gehört, weil es zu diesem Zeitpunkt nicht an der Theke stand.«

Ich stand auf und ging um den Schreibtisch herum. »Nun, Miß Morey«, sagte ich und benützte absichtlich nicht mehr ihren

Vornamen, »wie steht es damit?«

Sie begann hysterisch zu schluchzen. Eine halbe Stunde später hatte ich ihr Geständnis unterschrieben in der Tasche.

3. Projekt Gans

Selbst wenn ich wollte, dürfte ich Ihnen meinen wahren Namen nicht verraten, und ich habe unter den gegenwärtigen Umständen auch gar keine Lust dazu.

Ich bin kein Schriftsteller, deshalb habe ich Isaac Asimov dazu gebracht, diese Story für mich niederzuschreiben. Meine Wahl ist aus zwei Gründen auf ihn gefallen. Erstens ist er Biochemiker und versteht, was ich ihm sage; zumindest einen Teil davon. Zweitens kann er schreiben; er hat jedenfalls schon einen Haufen Bücher veröffentlicht.

Ich war nicht der erste Mensch, der die Ehre hatte, Die Gans kennenzulernen. Das war ein Baumwollpflanzer in Texas namens Jan Angus MacGregor, dem sie gehörte, bevor sie Regierungseigentum wurde. Bis zum Sommer des Jahres 1955 hatte er genau ein Dutzend Briefe an das Landwirtschaftsministerium geschickt, in denen er sich nach der Aufzucht von Gänsen erkundigte. Das Ministerium schickte ihm alle Broschüren, die auch nur entfernt dieses Thema behandelten, aber MacGregors Briefe wurden immer drängender und enthielten häufig Hinweise auf seinen >Freund<, den Kongreßabgeordneten seines Wahlkreises. Ich wurde in die Sache verwickelt, weil ich Angehöriger des Landwirtschaftsministeriums bin. Da ich im Juli 1955 an einer Konferenz in San Antonio teilnahm, wies mich der Boß an, MacGregor zu besuchen und ihm nach Möglichkeit zu helfen. Wir sind schließlich für die Öffentlichkeit da, und außerdem hatte MacGregors Abgeordneter uns einen bösen Brief geschrieben.

Am 17. Juni 1955 lernte ich Die Gans kennen.

Zuerst machte ich MacGregors Bekanntschaft. Er war etwa fünfzig, ein großer, hagerer Mann, der mich mißtrauisch empfing. Ich erwähnte die vielen Broschüren, die wir ihm geschickt hatten, und fragte dann höflich, ob ich die Gänse sehen dürfe.

»Nicht die Gänse, Mister«, antwortete er. »Es ist nur eine Gans.« »Darf ich diese eine Gans sehen?« fragte ich. »Lieber nicht.«

»Hmmm, so kann ich Ihnen leider nicht helfen. Offenbar fehlt Ihrer Gans irgend etwas. Aber warum machen Sie sich wegen einer Gans Sorgen. Essen Sie sie einfach!« Ich stand auf und griff nach meinem Hut. »Warten Sie!« sagte MacGregor. Er schien mit sich zu kämpfen. »Kommen Sie mit«, forderte er mich dann auf.

Ich folgte ihm hinaus, und er führte mich zu einem mit Stacheldraht geschützten Verschlag, der eine Gans enthielt - Die Gans. »Das ist Die Gans«, sagte MacGregor.

Ich starrte sie an. Sie sah wie alle Gänse aus: fett, selbstzufrieden und reizbar.

»Und hier ist ein Ei«, fuhr MacGregor fort. »Es hat im Brutapparat gelegen. Ohne Erfolg.« Er hatte es aus einer Tasche seines Overalls geholt. Mir fiel auf, daß er es jetzt in beiden Händen hielt.

Ich runzelte die Stirn. Mit dem Ei war irgend etwas nicht in Ordnung. Es war kleiner und runder als normale Gänseeier.

»Da«, sagte MacGregor.

Ich streckte die Hand aus und nahm das Ei.

Nun wußte ich, weshalb MacGregor es in beiden Händen gehalten hatte. Das Ei wog fast zwei Pfund.

Ich starrte es sprachlos an. MacGregor grinste säuerlich. »Lassen Sie es fallen«, forderte er mich auf.

Als ich nicht reagierte, nahm er mir das Ei aus der Hand und ließ es selbst fallen.

Es plumpste satt zu Boden. Es zerbrach nicht. Aus der Schale quollen weder Eiweiß noch Dotter. Es blieb in einer leichten Vertiefung liegen. Ich hob es wieder auf. Die Schale war an der Unterseite zersplittert. Einige Stücke hatten sich gelöst, und ich erkannte darunter eine gelbliche Masse. Meine Finger zitterten, als ich einen Teil der Schale entfernte. Dann hatte ich das gelbe Zeug vor mir. Ich brauchte es nicht zu analysieren. Ich wußte sofort Bescheid.

Ich stand nicht vor einer gewöhnlichen Gans. Ich hatte Die Gans vor mir! Die Gans, die goldene Eier legt! Zunächst mußte ich MacGregor das Ei entreißen. Ich wurde fast hysterisch.

»Ich gebe Ihnen eine Quittung«, sagte ich. »Sie bekommen Ihr Geld dafür, das garantiere ich! Tun Sie, was Sie wollen - aber geben Sie mir das Ei!« »Ich will nichts mit der Regierung zu schaffen haben«, sagte er mürrisch. Aber ich war hartnäckiger und ließ nicht nach, bis er mir das Ei überließ. Er kam mit auf die Straße hinaus und sah mir lange nach, als ich davonfuhr. Mein Abteilungsleiter im Landwirtschaftsministerium heißt Louis P. Bronstein. Ich war immer gut mit ihm ausgekommen, deshalb hoffte ich, er werde mich nicht gleich für verrückt halten. Trotzdem ging ich kein Risiko ein. Ich hatte das Ei mitgebracht und legte es ihm auf den Schreibtisch. »Es ist ein gelbliches Metall«, sagte ich. »Es könnte Messing sein, aber es reagiert nicht auf Salpetersäure.«

»Das ist eine Art Jux«, meinte Bronstein. »Das muß ein Jux sein.«

»Mit echtem Gold? Überlegen Sie nur, daß ich die Eierschale unbeschädigt gesehen habe. Es ist ganz leicht, Eierschalen zu überprüfen. Kalziumkarbonat.«

Das Projekt Gans begann am 20. Juli 1955.

Ich leitete die Untersuchung und blieb auf diesem Posten, obwohl ich bald nicht mehr viel zu sagen hatte.

Wir begannen mit dem Ei, das MacGregor mir gegeben hatte. Sein durchschnittlicher Radius betrug 35 mm (große Achse: 72 mm; kleine

Achse: 68 mm). Die Goldschicht war 2,45 mm stark. Wir untersuchten später weitere Eier und stellten fest, daß die Schicht im Durchschnitt nur 2,1 mm stark war.

Darunter begann Ei. Es sah wie Ei aus und roch wie Ei.

Eine Analyse ergab einigermaßen normale Bestandteile. Das Eiklar enthielt

9,7 Prozent Albumin. Das Eigelb enthielt die üblichen Mengen Vitellin, Cholesterol, Phospholipid und Karotenoid. Wir hatten nicht genug Eigelb zur Verfügung, um alle Bestandteile zu analysieren, aber später zeigte sich, daß keine meßbaren Unterschiede zwischen diesen und normalen Gänseeiern bestanden. Eine wichtige Abnormität zeigte sich, als ein Teil des Eis erhitzt wurde. Dieser Teil war fast augenblicklich >hartgekocht<. Wir gaben ihn einer Maus zu fressen. Sie überlebte den Versuch.

Ich aß selbst ein kleines Stück. Es war winzig, aber ich mußte mich übergeben. Rein psychosomatisch, nehme ich an.

Boris W. Finley, ein Biochemiker der Temple University, der als Berater des Landwirtschaftsministeriums tätig ist, überwachte diese Tests. »Die Geschwindigkeit, mit der Proteine in diesem Fall denaturiert werden, läßt auf eine teilweise Denaturierung von Anfang an schließen, die angesichts der intakten Schale nur auf eine Anreicherung mit Schwermetallen zurückzuführen sein kann«, stellte Finley mit gerunzelter Stirn fest.

Ein Teil des Eigelbs wurde also auf anorganische Bestandteile untersucht. Es enthielt ungewöhnlich viele Chloraurationen, Ionen mit einfacher Ladung, einem Goldatom und vier Chloratomen, dessen chemisches Zeichen AuCl4 heißt. Wenn ich sage, daß der Gehalt in Chloraurationen hoch war, meine ich damit 0,32 Prozent, was bereits genügt, um unlösliche Komplexe von >Goldprotein< zu bilden, die leicht gerinnen würden. »Dieses Ei läßt sich offensichtlich nie ausbrüten«, stellte Finley fest. »Es ist mit Schwermetallen vergiftet. Gold ist hübscher als Blei, aber für Proteine ebenso giftig.«

Ich nickte trübselig. »Zumindest kann es nicht verwesen.«

»Richtig«, stimmte er zu. »Keine anständige Bakterie würde in dieser Chlorauratbrühe leben wollen.«

Dann kam die Spektralanalyse des Goldes in der Schale. Praktisch chemisch rein. Die einzige Verunreinigung waren 0,23 Prozent Eisen. Auch der Eidotter enthielt ungewöhnlich viel Eisen, aber das wurde vorläufig vernachlässigt.

Eine Woche nach Beginn des Projekts Gans wurde eine Expedition nach Texas geschickt. Sie bestand aus fünf Biochemikern, drei Lastwagen voller Ausrüstungsgegenstände und einem Zug Soldaten. Ich fuhr selbstverständlich mit.

Als erstes riegelten wir MacGregors Farm von der Außenwelt ab.

Das war ein glücklicher Zufall, wie sich später herausstellte. Wir gingen von falschen Voraussetzungen aus, aber das Ergebnis war gut.

Das Ministerium wollte unser Projekt zu Anfang geheimhalten, bis absolut feststand, ob es sich nicht doch um einen Jux handelte, den die Presse breittreten würde. Und falls es sich nicht um einen Jux handelte, waren Reporter erst recht unerwünscht. Die ganze Tragweite des Falls stellte sich allerdings erst sehr viel später heraus, als wir längst auf MacGregors Farm etabliert waren.

MacGregor war natürlich nicht davon begeistert, plötzlich überall Fremde und alle möglichen Apparate auf seiner Farm zu sehen. Er war nicht begeistert, als er hörte, Die Gans sei jetzt Regierungseigentum. Und er war nicht begeistert, als die Eier beschlagnahmt wurden. Er war nicht davon begeistert, aber er stimmte schließlich doch zu - falls man von Zustimmung sprechen kann, wenn während der Verhandlungen Maschinengewehre in Stellung gebracht und Schützengräben ausgehoben werden.

Er wurde natürlich entschädigt. Was bedeutet schon Geld für die Regierung? Auch Der Gans paßten einige Dinge nicht - zum Beispiel ließ sie sich nicht gern Blutproben entnehmen. Wir durften sie nicht betäuben, um ihren Metabolismus nicht zu stören, deshalb wurde sie jeweils von zwei Männern festgehalten. Schon mal versucht, eine wütende Gans festzuhalten? Diese Blutproben wurden nach allen bekannten Methoden untersucht. Das Blut enthielt 0,002 Prozent Chloraurationen. Blut aus der Lebervene war stärker angereichert; es enthielt fast 0,004 Prozent. Finley grunzte. »Die Leber«, sagte er.

Wir machten Röntgenaufnahmen. Auf dem Negativ erschien die Leber als hellgrauer Fleck, etwas heller als die Eingeweide; sie hielt mehr Röntgenstrahlen auf, weil sie mehr Gold enthielt. Blutgefäße erschienen noch heller, und die Eierstöcke waren reinweiß. Keine Röntgenstrahlen hatten das Negativ an dieser Stelle erreicht.

Das schien logisch zu sein, und Finley stellte in einem vorläufigen Bericht fest: »Das Chlorauration wird von der Leber in den Blutkreislauf ausgeschieden. Die Eierstöcke halten dieses Ion zurück, das dort zu metallischem Gold reduziert und in entstehenden Eiern abgelagert wird. Diese Eier enthalten relativ hohe Konzentrationen des unreduzierten Chloraurations. Dieser Vorgang erweist sich zweifelsohne nützlich für Die Gans, denn sie scheidet dadurch Goldatome aus, von denen sie sonst im Laufe der Zeit vergiftet würde.

Unglücklicherweise werden die Eierstöcke gleichzeitig lokal so sehr vergiftet, daß nur wenige Eier heranreifen. Vermutlich werden nur so viele erzeugt, wie zur Goldausscheidung notwendig sind, und diese Eier können nicht ausgebrütet werden.«

Soweit der offizielle Bericht. Inoffiziell ergänzte Finley: »Das läßt natürlich eine peinliche Frage unbeantwortet.«

Ich kannte diese Frage. Wir alle kannten sie.

Woher kam das Gold?

Zunächst konnten wir nur verschiedene Möglichkeiten ausschalten. Die Gans erhielt kein goldhaltiges Futter, und der Boden in ihrem Auslauf war ebenfalls nicht mit Nuggets durchsetzt. Das Erdreich, die Farmgebäude und die nähere Umgebung wurden gründlich abgesucht. Nirgends Goldmünzen, Goldschmuck, goldene Teller, goldene Uhren oder irgend etwas aus Gold. Auf der Farm gab es nicht einmal Goldzähne. Nur Mrs. MacGregor besaß einen goldenen Ehering, den sie aber ständig trug. Wo kam also das Gold her? Der erste Hinweis zeigte sich am 16. August 1955.

Albert Nevis schob unserem Versuchstier einen Magenschlauch ein - Die Gans wehrte sich auch dagegen nach Leibeskräften -, um den Inhalt des Verdauungskanals zu untersuchen. Das gehörte zu unserer Suche nach exogenem Gold.

Er fand tatsächlich Gold - allerdings nur in geringen Mengen -, und wir hatten allen Grund zu der Annahme, daß diese Spuren in Drüsensekreten auftraten und deshalb endogen waren, was bedeutete, daß sie im Körper selbst erzeugt wurden. Noch etwas anderes fiel auf, weil es fehlte.

Nevis kam in Finleys Büro im Erdgeschoß des einstöckigen Farmhauses und sagte: »Die Gans produziert nicht genug Gallenpigment. Im Zwölffingerdarm ist kaum etwas festzustellen.«

Finley runzelte die Stirn. »Offenbar funktioniert die Leber wegen des hohen Goldgehalts nicht mehr richtig. Wahrscheinlich wird gar keine Galle abgesondert.«

»Doch, sie sondert genügend Galle ab«, antwortete Nevis. »Ich habe Gallensäure in normalen Mengen festgestellt. Aber das Gallenpigment fehlt völlig. Auch eine gründliche Untersuchung der Körperausscheidung hat das gleiche Ergebnis gebracht.«

An dieser Stelle möchte ich eine kurze Erklärung einschieben. Gallensäuren sind Steroide, die von der Leber abgesondert und in der Gallenblase gespeichert werden, von wo aus sie in den Dünndarm gelangen. Die Galle hat die Aufgabe, Fett zu emulgieren und in winzige Tröpfchen aufzuteilen, um die Verdauung zu erleichtern.

Das Gallenpigment, das Die Gans offenbar nicht erzeugte, ist etwas anderes. Die Leber produziert es aus Hämoglobin, dem eisenhaltigen Farbstoff der roten Blutkörperchen, der Sauerstoff transportiert. Verbrauchtes Hämoglobin wird in der Leber zerlegt, wobei Hämatin abgespalten wird. Hämatin ist der eisenhaltige Bestandteil des roten Blutfarbstoffes und besteht aus quadratischen Molekülen - Porphyrine - mit einem Eisenion im Mittelpunkt. Die Leber speichert das Eisen und zerstört das restliche Molekül. Dieses aufgespeicherte Porphyrin ist das Gallenpigment, das mit der Galle in

den Dünndarm gelangt und als Abfallprodukt ausgeschieden wird.

Finleys Augen begannen zu glitzern.

»Anscheinend ist der Porphyrinkatabolismus in der Leber irgendwie gestört«, meinte Nevis. »Glauben Sie nicht auch?« Wir stimmten alle zu.

Diese Entdeckung verursachte beträchtliche Aufregung. Dies war die erste metabolische Abnormalität unseres Versuchsobjekts, die nichts mit Gold zu tun hatte!

Wir führten eine Leberbiopsie durch und erhielten ein Stück Gänseleber. Die Gans versuchte sich zu wehren, aber wir waren stärker. Außerdem zapften wir ihr wieder Blut ab.

Diesmal isolierten wir Hämoglobin aus dem Blut und Cytochrome in geringen Mengen aus unserem Stück Leber. (Cytochrome sind oxydierende Enzyme, die ebenfalls Hämatin enthalten.) Wir schieden das Hämatin aus und erhielten in saurer Lösung einen leichten orangeroten Niederschlag. Am 22. August 1955 besaßen wir endlich fünf Mikrogramm dieser Verbindung. Der orangerote Niederschlag hatte Ähnlichkeit mit Hämatin und war doch keines. Das Eisen in Hämoglobin kann in Form von Ionen mit zwei (Fe++) oder drei Ladungen (Fe+++) auftreten; im zweiten Fall handelt es sich um Hämatin.

Dieser orangerote Stoff war wie Porphyrin aufgebaut, aber das Metall im Molekülkern war Gold, Goldionen mit drei Ladungen (Au+++), um es genau zu sagen. Wir nannten diese Verbindung >Auratin<, was eine Kombination aus >Aurum< und >Hämatin< war.

Auratin war die erste in der Natur vorkommende organische Verbindung, die Gold enthielt. Normalerweise hätte diese Entdeckung in Fachkreisen gewaltiges Aufsehen erregt, aber für uns bedeutete sie damals wenig; ihre Bedeutung war tatsächlich gering, wenn man die Konsequenzen dieser Entdeckung berücksichtigte.

Die Leber spaltete das Hämatin offenbar nicht in Gallenpigmente auf, sondern verwandelte es statt dessen in Auratin; sie ersetzte also Eisen durch Gold. Das Auratin gelangte in den Blutkreislauf, kam in die Eierstöcke und wurde dort zurückgehalten, bis das Gold ausgeschieden war. Der Rest des Moleküls wurde auf vorläufig ungeklärte Weise verwertet. Weitere Analysen zeigten uns, daß 29 Prozent des Goldes im Blutplasma des Versuchstieres in Form von Chloraurationen enthalten war. Die restlichen 71 Prozent wurden in den roten Blutkörperchen als >Auremoglobin< nachgewiesen. Wir machten den Versuch, Die Gans mit geringen Mengen radioaktivem Gold zu füttern, um auf diese Weise festzustellen, wie rasch Auremoglobinmoleküle in den Eierstöcken zu Gold wurden. Wir waren der Meinung, das Auremoglobin müsse wesentlich langsamer

verarbeitet werden als die Chloraurationen des Blutplasmas. Der Versuch schlug jedoch fehl, weil es uns nicht gelang, den Weg des radioaktiven Goldes im Körper zu verfolgen. Da keiner von uns Erfahrungen mit Isotopen hatte, kamen wir von dieser Idee wieder ab; das war ein schwerer Fehler, denn auf diese Weise verloren wir mehrere Wochen Zeit.

Das Auremoglobin war selbstverständlich wertlos, was den Sauerstofftransport betraf, aber es machte nur 0,1 Prozent des gesamten Hämoglobingehalts der roten Blutkörperchen aus, so daß Die Gans keinerlei Atemschwierigkeiten hatte.

Die Frage nach der Herkunft des Goldes war noch immer nicht beantwortet, aber Nevis machte bald darauf einen Vorschlag.

»Vielleicht«, sagte er während einer Besprechung am Abend des 25. August 1955, »ersetzt Die Gans gar nicht Eisen durch Gold. Vielleicht verwandelt sie Eisen in Gold.«

Ich kannte Nevis als gewissenhaften, pedantischen und klar denkenden Mann von hoher Intelligenz. Er war eigentlich sogar übervorsichtig, und ich hätte ihm eine Bemerkung dieser Art nie zugetraut. Das zeigt nur, wie demoralisiert und verzweifelt wir damals bereits waren. Unsere Verzweiflung beruhte auf der Tatsache, daß wir nicht feststellen konnten, woher das Gold eigentlich kam. Die Gans schied täglich 38,9 Gramm Gold aus - und das seit Monaten! Das Gold mußte von irgendwoher kommen oder irgendwie hergestellt werden.

Unsere Demoralisierung, die den Gedanken an die zweite Möglichkeit überhaupt erst aufkommen ließ, beruhte auf der Tatsache, daß wir es unzweifelhaft mit der Gans, die goldene Eier legt, zu tun hatten. In diesem Fall schien nichts unmöglich. Wir lebten alle in einer Märchenwelt und reagierten auf diese neue Erfahrung, indem wir die Verbindung zur Wirklichkeit verloren.

Finley dachte ernsthaft über diese Möglichkeit nach. »Hämoglobin«, sagte er, »gelangt in die Leber, die daraus kleine Mengen Auremoglobin produziert. Das Gold der Eier ist nur durch Eisenspuren verunreinigt; der Dotter selbst enthält viel Gold und Eisen. Das alles ist erschreckend logisch. Wir brauchen Hilfe, meine Herren.«

Wir bekamen auch Hilfe, und damit begann der dritte Teil der Untersuchung. Zuerst hatte ich den Fall allein bearbeitet. Dann waren fünf Biochemiker auf der Bildfläche erschienen. Und nun folgte die Invasion der Atomphysiker.

Am 5. September 1955 stieß John L. Billings von der University of California zu uns. Er brachte einige Apparate mit und ließ sich in den folgenden Wochen weitere schicken. Auf der Farm wurde überall gebaut, und man sah bereits jetzt, daß hier innerhalb eines Jahres das reinste Forschungsinstitut entstehen würde. Billings nahm an einer

unserer Besprechungen teil.

Finley informierte ihn über die letzten Ereignisse und fügte hinzu: »Diese Idee einer Umwandlung von Eisen in Gold bringt einige Probleme mit sich. Die Gans nimmt beispielsweise täglich höchstens ein halbes Gramm Eisen zu sich; sie scheidet aber fast vierzig Gramm Gold aus.« Billings nickte. »Das Energieproblem dieser Umwandlung ist noch schwieriger«, sagte er dann. »Um aus einem Gramm Eisen ein Gramm Gold zu machen, braucht man etwa die Energie, die bei der Kernspaltung eines Gramms Uran frei wird.«

Finley zuckte mit den Schultern. »Das ist jetzt Ihr Problem.«

»Lassen Sie mich darüber nachdenken«, sagte Billings.

Er dachte nicht nur nach, sondern unternahm etwas. Zum Beispiel schickte er Hämatin aus dem Blut unserer Gans nach Brookhaven und ließ dort eine Isotopenanalyse durchführen. Das war nur ein Teil der gründlichen Untersuchung, aber sie brachte erstmals greifbare Resultate.

Als der Untersuchungsbericht zurückkam, schüttelte Billings den Kopf.

»Kein Fe^{56}«, stellte er fest.

»Wie steht es mit den anderen Isotopen?« fragte Finley sofort. »Alle vorhanden«, antwortete Billings. »Etwa im richtigen Verhältnis zueinander, aber kein (richtige Schreibweise oder muß die Zahl kleingeschrieben werden? Kommt nachfolgend noch einige Male)Fe_{56}.« Ich muß wieder erklären: Eisen kommt in der Natur als eine Mischung von vier Isotopen vor. Diese Isotope sind Abwandlungen von Atomen mit verschiedenem Atomgewicht. Eisenatome mit einem Atomgewicht 56 - also Fe^{56} - stellen 91,6 Prozent aller Atome in Eisen dar. Die übrigen Atomgewichte sind 54, 57 und 58.

Das Eisen im Hämatin unserer Gans bestand nur aus Fe^{54}, Fe^{57} und Fe^{58}. Diese Schlußfolgerung daraus war unvermeidlich: Fe^{56} verschwand, während andere Isotopen erhalten blieben, und das bedeutete eine nukleare Reaktion. Jede chemische Reaktion hätte nicht nur ein Isotop angegriffen, sondern alle gleichmäßig zum Verschwinden gebracht. »Aber das ist von der Energie her unmöglich!« behauptete Finley. Billings schüttelte den Kopf und ließ sich zwei Tage lang nicht mehr blicken.

Als er wieder auftauchte, sagte er: »Hören Sie, Finley, ich habe mir die Sache überlegt. Wir haben es offenbar mit zwei parallel ablaufenden Reaktionen zu tun, von denen die eine genausoviel Energie erzeugt wie die andere verbraucht. Produziert die erste weniger Energie, bleibt das bekannte Ergebnis aus. Produziert sie jedoch nur etwas mehr, müßte die überschüssige Energie Die Gans im Bruchteil einer Sekunde pulverisieren.« »Und?« sagte Finley nur.

»Deshalb ist die Zahl der möglichen Reaktionen sehr begrenzt. Ich habe nur ein wahrscheinliches System feststellen können. Bei der Verwandlung von Sauerstoff 18 in Eisen 26 entsteht soviel Energie, daß Eisen 56 zu Gold 197 wird. Diese Theorie müssen wir testen.« »Wie?«

»Zunächst durch eine Isotopenanalyse des Sauerstoffs im Blut unserer Gans.«

Sauerstoff besteht aus drei Isotopen, aber vor allem aus O^{16}. Nur ein Sauerstoffatom von 250 besteht normalerweise aus O^{18}. Wieder eine Blutprobe, die mit dem Massenspektrographen untersucht wurde. Dabei zeigte sich O^{18} - aber nur in einem Atom von 1300, so daß 80 Prozent des erwarteten Gehalts an O^{18} fehlten.

»Das ist ein wirklicher Beweis«, stellte Billings fest. »Sauerstoff 18 wird verbraucht. Es ist in der Nahrung und dem Wasser enthalten, aber es wird trotzdem verbraucht. Die Gans erzeugt Gold 197. Eisen 56 ist ein Zwischenprodukt, aber da die Reaktion, die Eisen 56 verwandelt, rascher als die andere abläuft, die es erzeugt, tritt es praktisch nie in größeren Mengen auf und ist deshalb nicht meßbar.«

Wir waren damit noch nicht zufrieden und stellten einen weiteren Versuch an. Als wir unserer Gans eine Woche lang nur Wasser gaben, das mit O18 angereichert war, stieg ihre Goldproduktion sprunghaft an. Nach fünf Tagen erzeugte sie täglich 45,8 Gramm, während der O^{18}-Gehalt ihres Körpers gleichblieb.

»Jetzt ist kein Zweifel mehr möglich«, sagte Billings.

Er zerbrach seinen Bleistift und stand auf. »Die Gans ist ein lebender Atomreaktor.«

Die Gans war offenbar eine Mutation.

Mutationen werden unter anderem durch Bestrahlung hervorgerufen, was auf die Atombombenexplosionen hinzuweisen schien, die 1952 und 1953 etwa sechshundert Kilometer von MacGregors Farm entfernt durchgeführt worden waren. (Sollten Sie der Meinung sein, in Texas seien keine Versuchsexplosionen erfolgt, beweist das nur, daß ich Ihnen nicht alles erzähle und daß Sie nicht alles wissen.)

Ich bezweifle sehr, daß die Auswirkungen eines Bombentests auf Boden und Atmosphäre jemals so gründlich wie in diesem Fall untersucht worden sind. Sämtliche Berichte, Aufzeichnungen und Messungen wurden studiert. Die meisten waren streng geheim, aber das Projekt Gans war noch geheimer und erhielt deshalb Vorrang.

Die Untersuchung brachte zwei wichtige Ergebnisse: Die Strahlungsintensität in der Umgebung von MacGregors Farm war etwas höher als normal. Der Wert war keineswegs gefährlich, aber eben doch höher, und wir stellten fest, daß die Farm in einem Gebiet lag, das mindestens zweimal radioaktive Niederschläge abbekommen

hatte, während Die Gans ausgebrütet wurde. Selbstverständlich waren diese Niederschläge für Menschen ungefährlich gewesen - das möchte ich ausdrücklich betonen. Nur: Die Gans wies nicht die geringste Radioaktivität auf, obwohl wir alle Lebewesen der Farm untersuchten. Normalerweise ist alles schwach radioaktiv, aber Die Gans zeigte keinerlei Anzeichen. Finley verfaßte am 6. Dezember 1955 einen Zwischenbericht, aus dem ich zitiere:

»Die Gans ist eine außergewöhnliche Mutation; sie besitzt Enzymsysteme, die verschiedene nukleare Reaktionen katalysieren. Wir wissen nicht, ob dieses System aus mehreren Enzymen besteht. Auch ihre Zusammensetzung und Wirkungsweise ist vorläufig ungeklärt, da es sich hier um wesentlich energiereichere Reaktionen handelt, als sonst von Enzymen katalysiert werden.

Der Prozeß beruht auf einer Umwandlung von Sauerstoff 18 in Gold 197. Der Sauerstoff 18 ist in der Nahrung des Tieres und im Wasser reichlich vorhanden. Das Gold 197 wird über die Eierstöcke ausgeschieden. Die Vorteile dieser Verwandlung sind nicht auf den ersten Blick erkennbar. Der Sauerstoff 18 wäre harmlos, aber das Gold 197 ist schwierig zu beseitigen, potentiell giftig und behindert die Fortpflanzung. Andererseits wird dadurch vielleicht eine größere Gefahr vermieden. Diese Gefahr...« Aber der ruhige, nachdenkliche Ton dieses Berichts täuscht gewaltig.

Billings wurde fast vom Schlag getroffen, als er von unseren ersten Versuchen mit radioaktivem Gold hörte, die wir ergebnislos abgebrochen hatten, als Die Gans keine Radioaktivität zeigte. Er konnte nicht begreifen, weshalb wir diese Tatsache für unwichtig gehalten hatten.

»Sie sind wie der junge Reporter«, sagte er wütend, »der zu einer großen Hochzeit geschickt wurde und nach seiner Rückkehr sagte, es gebe nichts darüber zu schreiben, da der Bräutigam nicht gekommen sei.«

Billings schlug mit der Faust auf den Tisch. »Sie haben Die Gans mit radioaktivem Gold gefüttert, das spurlos verschwunden ist. Nicht nur das, sondern Die Gans ist nicht im geringsten radioaktiv. Kein Kohlenstoff 14. Kein Kalium 40. Und das bezeichnen Sie als Fehlschlag?«

Wir fütterten Die Gans mit radioaktiven Isotopen. Zuerst waren wir noch vorsichtig, aber gegen Ende Januar 1956 schaufelten wir das Zeug geradezu in sie hinein.

Die Gans wurde nicht radioaktiv.

»Das heißt also«, sagte Billings, »daß Die Gans es fertigbringt, jedes labile Isotop in ein stabiles zu überführen.« »Eigentlich ganz nützlich«, meinte ich.

»Nützlich? Hören Sie, das ist herrlich! Das ist der beste Schutz

gegen unser Atomzeitalter. Bei der Umwandlung von Sauerstoff 18 in Gold 197 müßten pro Sauerstoffatom acht Positronen freigesetzt werden. Daraus entstehen acht Gammastrahlen, sobald das Positron mit einem Elektron zusammentrifft. Aber wir haben nichts von Gammastrahlen gemerkt. Folglich kann Die Gans auch Gammastrahlen absorbieren.« Wir bombardierten Die Gans mit Gammastrahlen. Bei steigender Intensität bekam Die Gans etwas Fieber, und wir hörten erschrocken auf. Am nächsten Tag hatte Die Gans jedoch kein Fieber mehr und war so gut wie neu. »Merken Sie, was das bedeutet?« fragte Billings. »Ein Wunder der Natur«, sagte Finley.

»Mann, denken Sie lieber an die praktische Anwendung! Wenn wir diesen Mechanismus im Labor kopieren könnten, hätten wir endlich eine zuverlässige Methode zur Vernichtung radioaktiver Abfälle. Dieser Atommüll ist eigentlich der Grund dafür, daß unsere Energieversorgung nicht schon längst auf der Kernspaltung beruht. Wir brauchten nur diesen Mechanismus zu beherrschen! Schon eine geringe Veränderung müßte dazu führen, daß Die Gans Eier legt, die nicht Gold 197, sondern Uran 235 enthalten oder jedes andere gewünschte Element. Finden Sie diesen Mechanismus, meine Herren, stellen Sie fest, was dabei vor sich geht!« Wir starrten alle Die Gans an.

Wenn sich die Eier nur ausbrüten ließen... Wenn wir ein halbes Dutzend dieser Gänse zur Verfügung hätten...

»Das muß es schon früher gegeben haben«, meinte Finley. »Die Sage von der Gans, die goldene Eier legte, muß so entstanden sein.«

»Wollen Sie auf die nächste warten?« fragte Billings.

Wenn wir zehn oder zwölf solcher Gänse hätten, könnten wir einige sezieren. Wir könnten ihre Eierstöcke untersuchen. Wir könnten Hunderte von Gewebeschnitten anfertigen.

Das würde vielleicht nichts helfen. Unsere Probe des Lebergewebes reagierte trotz aller Bemühungen nicht mit Sauerstoff 18.

Aber wir könnten den Versuch mit einer intakten Leber wiederholen. Wir könnten die Entwicklung eines Gänsekükens verfolgen und genau beobachten, wie der Mechanismus entstand und funktionsfähig wurde.

Aber wir hatten nur eine Gans, mit der wir keine Versuche anstellen durften.

Wir wagten es nicht, die Gans zu töten, die goldene Eier legte.

Das Geheimnis lag in der Leber dieser fetten Gans.

Die Leber einer fetten Gans! Pate de foie gras! Keine Delikatesse für uns!

»Wir brauchen eine Idee«, meinte Nevis nachdenklich. »Eine völlig neuartige Idee. Eine entscheidende Idee.«

»Damit können wir noch nichts anfangen«, sagte Billings.

»Wir könnten doch Anzeigen in den Zeitungen aufgeben«, schlug ich vor, um einen schwachen Witz zu machen. Das brachte mich auf eine Idee.

»Science-fiction!« sagte ich.

»Was?« fragte Finley.

»Science-fiction-Magazine bringen oft verrückte Artikel. Die Leser halten sie für amüsant. Sie interessieren sich dafür.« Ich erzählte von einem Beitrag von Asimov, den ich kürzlich gelesen hatte. Mißbilligendes Schweigen.

»Wir verstoßen nicht einmal gegen Sicherheitsvorschriften«, fuhr ich fort, »denn niemand glaubt ein Wort davon.« Ich erwähnte Cleve Cartmill, der schon 1944 eine Story veröffentlicht hatte, in der die Atombombe beschrieben wurde. Das FBI hatte sich damals klugerweise beherrscht, anstatt einen großen >Fall< daraus zu machen.

»Und Science-fiction-Leser haben Ideen«, versicherte ich meinen Kollegen. »Unterschätzen Sie diese Leute nicht. Selbst wenn sie den Artikel für einen Jux halten, schreiben sie Leserbriefe und teilen dem Herausgeber mit, was sie sich zu diesem Thema überlegt haben.« Sie waren keineswegs überzeugt.

Deshalb fügte ich hinzu: »Und Sie wissen doch, meine Herren... Die Gans lebt nicht ewig.«

Das gab den Ausschlag.

Wir mußten noch Washington überzeugen; dann setzte ich mich mit John Campbell, dem Herausgeber des Magazins, in Verbindung, der mich an Asimov weiterempfahl.

Nun ist der Artikel fertig. Ich habe ihn gelesen, ich habe ihn genehmigt, und ich bitte Sie alle, kein Wort davon zu glauben. Bitte, glauben Sie nichts davon.

Nur... Hat vielleicht jemand eine Idee?

4. In der Atmosphärenkammer

Wie alle Männer, die Mitarbeiter des großen Llewes waren, hatte Edmund Farley den Punkt erreicht, an dem er sich vorstellte, welches Vergnügen es ihm bereiten würde, eben diesen großen Llewes zu ermorden. Außenstehende wären nicht imstande gewesen, dieses Gefühl zu begreifen; dazu mußte man Llewes aus der Nähe erlebt haben. Llewes der Große, wie ihn manche Kollegen hinter seinem Rücken nannten, verkörperte das Idealbild eines Forschers für die breite Masse der Zeitungsleser: hartnäckig und brillant zugleich, niemals entmutigt und nie um neue Ideen verlegen. Llewes war der Chemiker, der das Sonnensystem in den Dienst seiner Wissenschaft gestellt hatte. Er war darauf gekommen, den Mond für umfangreiche Vakuumreaktionen zu benützen, die in eisiger Kälte oder hohen Temperaturen abliefen, wenn der Punkt auf der Mondoberfläche entsprechend gewählt war. Die Fotochemie verdankte ihm bedeutende Neuentwicklungen und wertvolle Impulse.

Aber Llewes war trotzdem nicht der große Wissenschaftler, für den ihn die Welt hielt. Ein unbekannter Student war zuerst auf die Idee gekommen, Reaktionen auf dem Mond ablaufen zu lassen: ein anonymer Techniker hatte den ersten funktionierenden Reaktor zur Verwendung im All konstruiert. Beide Ideen wurden jetzt allgemein Llewes zugeschrieben. Dagegen war nichts auszurichten. Ein Mitarbeiter, der wütend kündigte, erhielt eine schlechte Beurteilung und hatte Schwierigkeiten, einen anderen Job zu finden. Sein Wort galt nichts, wenn Llewes das Gegenteil behauptete. Wer es jedoch einige Zeit bei Llewes aushielt und schließlich in Gnaden entlassen wurde, hatte seine berufliche Zukunft gesichert. Aber solange die jungen Wissenschaftler bei Llewes blieben, gönnten sie sich wenigstens das Vergnügen, heimlich über ihn herzuziehen. Und Edmund Farley hatte allen Grund, sich ihnen anzuschließen. Er war eben erst von Titan, dem größten Satelliten des Saturn, zurückgekehrt und hatte dort - nur von Robotern unterstützt - Geräte aufgebaut, die zur Ausnützung der Titanatmosphäre dienten. Die Atmosphäre der großen Planeten wie Jupiter und Saturn bestand aus Wasserstoff und Methan; diese beiden Planeten waren jedoch zu groß, und Uranus und Neptun waren zu weit entfernt. Titan eignete sich besser; der Planet war groß und kalt genug, um eine ziemlich dichte Wasserstoff-Methan-Atmosphäre zu haben. In dieser Wasserstoffatmosphäre waren Reaktionen größeren Ausmaßes möglich, die auf der Erde kinetisch schwierig gewesen wären. Farley hatte es ein halbes Jahr lang auf Titan ausgehalten und war mit verblüffenden Erkenntnissen zurückgekehrt. Aber schon nach kurzer Zeit merkte er deutlich, daß

Llewes sich die Früchte seiner mühsamen Arbeit aneignete. Die anderen drückten ihr Bedauern aus, zuckten mit den Schultern und versuchten ihn mit dem Hinweis zu trösten, daß es anderen nicht besser ergangen sei. Aber Farley schüttelte nur verbissen den Kopf und hörte aufmerksam zu, wenn seine Kollegen wilde Pläne schmiedeten. Jim Gorham drückte sich am deutlichsten aus. Farley fand ihn ziemlich unsympathisch, denn Gorham war ein >Vakuum-Mann<, der die Erde nie verlassen hatte.

»Llewes ist leicht zu ermorden, weil er ein Gewohnheitsmensch ist«, behauptete Gorham. »Auf ihn kann man sich verlassen. Denken Sie nur daran, wie er zu Mittag ißt: Er schließt sein Büro um zwölf Uhr ab und öffnet die Tür um Punkt eins. In der Zwischenzeit betritt kein anderer das Büro, so daß das Gift gut wirken kann.« »Gift?« fragte Belinsky zweifelnd.

»Natürlich. Hier gibt es schließlich genug von jeder Sorte. Okay? Llewes ißt ein Sandwich mit viel Meerrettich. Das weiß jeder, denn wir müssen den Geruch nachmittags aushalten und wissen noch, wie Llewes letztes Jahr getobt hat, als es in der Kantine keinen Meerrettich gab. Außer ihm ißt niemand dieses Zeug - wir können uns also darauf verlassen, daß nur Llewes vergiftet wird... «

Für die anderen war dies ein grimmiger Scherz, aber Farley nahm die Sache ernst.

Er beschloß, Llewes zu ermorden.

Dieser Gedanke verfolgte ihn Tag und Nacht. Er stellte sich immer wieder vor, wie schön es sein würde, wenn Llewes tot war, so daß seine Arbeit die Anerkennung fand, die ihr gebührte. Schließlich wollte er nicht umsonst auf Titan gehungert und gefroren haben.

Aber er mußte sichergehen, daß sein Mordanschlag nur Llewes traf, ohne anderen zu schaden. Diese Überlegung führte automatisch zu Llewes' Atmosphärenkammer. Der lange, niedrige Raum lag außerhalb der eigentlichen Labors hinter meterdicken Betonwänden und feuerfesten Türen. Niemand betrat ihn ohne Llewes' Erlaubnis und ohne seine Begleitung, obwohl der Raum nicht einmal verschlossen war. Aber Llewes hatte einen Zettel mit den Worten EINTRITT VERBOTEN und seiner Unterschrift an die Tür geklebt, und dieser Zettel war wirksamer als jedes Schloß... nur in diesem einen Fall nicht.

Aber was ließ sich in der Atmosphärenkammer tun? Llewes arbeitete routiniert und vorsichtig; er überließ nichts dem Zufall. Deshalb war zu erwarten, daß ihm jede Veränderung an den Apparaten auffallen würde. Feuer? Die Kammer enthielt mehr als genug brennbare Materialien, aber Llewes war Nichtraucher und würde sich hüten, einen Brand fahrlässig zu verursachen.

Farley dachte ungeduldig über den Mann nach, an dem er sich

rächen wollte; er stellte sich vor, wie der Dieb mit seinen kleinen Tanks spielte, die Wasserstoff und Methan enthielten, während Farley Kubikkilometer dieser Gase benützt hatte. Llewes arbeitete mit kleinen Tanks und wurde berühmt; Farley arbeitete mit Kubikkilometern und blieb unbekannt. Alle diese kleinen Gastanks; jeder hatte eine andere Farbe; jeder enthielt eine andere Atmosphäre. Wasserstoff in roten Zylindern, Methan in rot-weiß gestreiften Zylindern - eine Mischung aus beiden ergab die Atmosphäre der äußeren Planeten. Stickstoff aus braunen Zylindern und Kohlenstoffdioxyd aus silbernen ergab die Atmosphäre der Venus. Druckluft aus gelben Zylindern und reiner Sauerstoff aus grünen vereinigten sich zur Erdatmosphäre. Ein bunter Regenbogen, dessen Farben durch jahrhundertelangen Gebrauch bestimmt wurden.

Dann hatte er den Einfall. Er kam plötzlich auf diese Idee, ohne lange nachzudenken. Nun wußte er, was er zu tun hatte.

Farley wartete fünf Wochen lang auf den achtzehnten September, den Tag der Raumfahrt. An diesem Tag wurde der erste bemannte Raumflug gefeiert, und selbst Llewes würde mitfeiern, denn dieses Datum war für jeden Wissenschaftler besonders erfreulich.

Farley betrat das Zentrallabor für organische Chemie, um die offizielle Bezeichnung zu erwähnen, in dieser Nacht, ohne gesehen zu werden. Die Labors waren weder Banken noch Museen; hier gab es keine Kostbarkeiten zu stehlen, und die Nachtwächter versahen ihren Dienst, ohne ernsthaft an Einbrecher zu denken.

Farley schloß die große Tür des Haupteingangs vorsichtig hinter sich und schlich durch dunkle Korridore zur Atmosphärenkammer. Seine Ausrüstung bestand aus einer Taschenlampe, einem Glas, das mit schwarzem Pulver gefüllt war, und einem dünnen Pinsel, den er vor drei Wochen in einem Farbengeschäft am anderen Ende der Stadt gekauft hatte. Er trug Handschuhe.

Die größte Schwierigkeit bestand darin, die Atmosphärenkammer allein zu betreten. Llewes' striktes Verbot behinderte ihn mehr als die Überlegung, daß er im Begriff war, einen Mord vorzubereiten. Sobald dieses abstrakte Hindernis jedoch überwunden war, das nur in seinen Gedanken existierte, war alles andere leicht.

Er schaltete die Taschenlampe ein und ging ohne zu zögern auf den richtigen Zylinder zu. Sein Herz schlug so laut, daß er kaum noch etwas anderes hörte, sein Atem ging schneller, seine Hände zitterten. Er klemmte sich die Taschenlampe unter den linken Arm und tauchte die Pinselspitze in den schwarzen Staub. Winzige Körner blieben am Pinsel hängen, und Farley berührte damit das Ventil des Zylinders. Es dauerte endlos lange Sekunden, bis die Pinselspitze an der Ventilöffnung verschwand.

Farley bewegte sich vorsichtig, tauchte den Pinsel nochmals in

das schwarze Pulver und brachte ihn wieder an die Ventilöffnung. Dieser Vorgang wiederholte sich mehrmals, bis Farley der Schweiß auf der Stirn stand.

Schließlich machte er ein Papiertaschentuch mit Speichel naß und begann den äußeren Rand der Ventilöffnung damit zu säubern. Er atmete erleichtert auf; die Arbeit war getan, und er würde jetzt verschwinden.

Aber dann erstarrte er förmlich. Die Angst jagte ihm einen kalten Schauer über den Rücken. Die Taschenlampe fiel polternd zu Boden.

Narr! Unglaublicher Narr! Was hast du dir eigentlich dabei gedacht?

In seiner Aufregung und Unsicherheit hatte er den falschen Zylinder erwischt!

Er hob die Taschenlampe auf, schaltete sie aus und horchte mit klopfendem Herzen nach draußen, wo sich die Schritte eines Nachtwächters nähern würden.

Als jedoch alles ruhig blieb, gewann er einen Teil seiner Selbstbeherrschung zurück und konzentrierte sich auf den Gedanken, daß der gleiche Vorgang beliebig wiederholbar war. Wenn er den falschen Zylinder behandelt hatte, brauchte er nur zwei Minuten, um auch noch den richtigen zu präparieren. Pinsel und Pulver wurden erneut benützt. Wenigstens hatte er das Glas mit dem schwarzen Staub nicht fallen lassen; der tödliche, brennende Staub war noch reichlich vorhanden. Und diesmal behandelte er den richtigen Zylinder damit.

Dann wischte er mit zitternden Händen die Ventilöffnung dieses Zylinders sauber. Seine Taschenlampe bewegte sich suchend und beleuchtete endlich eine große Flasche Toluol. Das würde genügen. Er schraubte den Verschluß auf, goß einen Teil des Lösungsmittels auf den Boden und ließ die Flasche offen.

Dann stolperte er wie ein Schlafwandler aus dem Gebäude und erreichte endlich die Pension, in der er wohnte. Soviel er beurteilen konnte, war er unterwegs nicht gesehen worden.

Er warf das Taschentuch, mit dem er die Ventilöffnungen abgewischt hatte, in den Müllschlucker. Dort löste es sich eine Sekunde später in seine Moleküle auf. Der Pinsel verschwand auf gleiche Weise. Das Glas mit dem schwarzen Pulver war nicht so leicht zu beseitigen; dazu hätte er die Einstellung des Brenners verändern müssen, was er nicht zu tun wagte. Aber er würde morgen zu Fuß ins Labor gehen, was er oft tat, und das Glas von der GrandStreet-Brücke werfen...

Farley betrachtete sich am nächsten Morgen im Spiegel und fragte sich, ob er es überhaupt wagen konnte, heute ins Labor zu gehen. Das war ein müßiger Gedanke; er durfte nicht wagen, etwa nicht zu gehen. Er durfte nichts tun oder unterlassen, was an diesem Tag aller Tage

die Aufmerksamkeit anderer auf ihn lenken konnte.

Er bemühte sich verzweifelt, die vielen belanglosen Dinge zu tun, die unter normalen Umständen den größten Teil des Tages einnehmen. Es war ein sonniger Morgen, und er ging zu Fuß ins Labor. Auf der großen Brücke genügte eine rasche Handbewegung, um das Glas mit dem schwarzen Pulver loszuwerden. Es tauchte fast ohne Spritzer ein, füllte sich mit Wasser und sank.

Später saß Farley an seinem Schreibtisch und starrte mit gerunzelter Stirn seinen Handcomputer an. Würde sein Plan gelingen, nachdem er alle Vorbereitungen getroffen hatte? Llewes würde den Toluolgeruch vielleicht ignorieren. Warum auch nicht? Der Geruch war unangenehm, aber nicht abstoßend. Chemiker waren daran gewöhnt.

Falls Llewes sich noch immer mit dem Verfahren beschäftigte, das Farley auf Titan entwickelt hatte, würde der Gaszylinder sofort wieder benützt werden. Es gab keine andere Möglichkeit. Llewes hatte einen freien Tag gehabt und würde sich jetzt auf seine Arbeit stürzen.

Sobald das Ventil geöffnet wurde, strömte etwas Gas aus und verwandelte sich in eine Flammenzunge. Falls inzwischen genug Toluol verdampft war, mußte sich die Explosion fast augenblicklich ereignen...

Farley befaßte sich so intensiv mit diesem Gedanken, daß er das dumpfe Dröhnen in der Ferne für ein Erzeugnis seiner eigenen Phantasie hielt, bis draußen Schritte ertönten. Dann stürzte jemand an ihm vorbei.

Farley schrak auf und rief mit heiserer Stimme: »Was... was...«

»Weiß ich nicht«, antwortete sein Kollege. »Irgend etwas in der Atmosphärenkammer. Eine Explosion. Alles zertrümmert.«

Männer mit Feuerlöschern bekämpften die Flammen, während andere Llewes, der schwere Brandwunden und Knochenbrüche erlitten hatte, aus den Trümmern bargen. Er gab zunächst noch schwache Lebenszeichen von sich und starb wenig später, bevor der erste Arzt am Unfallort eintraf.

Edmund Farley stand am äußersten Rand der schweigsamen Gruppe von Männern außerhalb der Atmosphärenkammer. Seine Blässe und die großen Schweißperlen auf seiner Stirn gaben ihn nicht preis, denn die anderen sahen ähnlich aus. Dann schwankte er in sein Arbeitszimmer zurück. Jetzt konnte er sich übergeben. Niemand würde sich darüber wundern. Aber seine Selbstbeherrschung verließ ihn nicht. Er brachte es irgendwie fertig, den Tag leidlich zu überstehen, und gegen Abend schien die Bürde, die auf seinen Schultern lastete, etwas leichter zu werden. Unfall war schließlich Unfall, nicht wahr? Alle Chemiker mußten mit einem gewissen Berufsrisiko rechnen, wenn sie mit brennbaren Stoffen umgingen.

Daran konnte niemand zweifeln.

Und wie sollte der Verdacht auf Edmund Farley fallen, wenn jemand mißtrauisch wurde? Er brauchte nur wie gewohnt seine Arbeit zu tun, als sei nie etwas passiert.

Nichts? Großer Gott, jetzt würde er endlich die Früchte seiner Arbeit auf Titan ernten können. Er würde ein berühmter Mann werden. Die Bürde wurde noch leichter, und Edmund Farley schlief in dieser Nacht ohne Alpträume.

Jim Gorham war in den letzten vierundzwanzig Stunden etwas aus dem Leim gegangen. Sein blondes Haar war strähnig, und er hätte sich unbedingt rasieren müssen.

»Wir haben alle davon gesprochen, ihn zu ermorden«, sagte er.

Seton H. Davenport vom FBI klopfte rhythmisch mit einem Finger auf die Schreibtischplatte und betrachtete sein Gegenüber nachdenklich. Dann hörte er auf zu klopfen und beugte sich interessiert vor.

»Ernsthaft?« fragte er.

»Nein«, antwortete Gorham und schüttelte heftig den Kopf. »Ich glaube nicht, daß die Diskussionen ernst gemeint waren. Wir haben über verrückte Pläne gesprochen: vergiftete Sandwiches, Säure auf den Hubschrauber und so weiter. Trotzdem muß irgend jemand die Sache doch ernst genommen haben... Dieser Verrückte! Warum nur?«

»Soviel ich bisher von Ihnen gehört habe, gibt es nur einen möglichen Grund«, antwortete Davenport. »Der Tote hat angeblich seine Mitarbeiter um die Früchte ihrer eigenen Arbeit betrogen.«

»Und wenn schon!« rief Gorham. »Das war eben der Preis für seine Tätigkeit. Hören Sie, Llewes hat das Team zusammengehalten; er hat ihm neue Impulse gegeben. Llewes hat sich mit Abgeordneten herumgeschlagen und Regierungsaufträge hereingeholt. Er hat die Erlaubnis erkämpft, Forschungsarbeiten im Raum durchführen und seine Männer überall hinschicken zu dürfen. Er hat die Industrie dazu gebracht, unsere Arbeit jährlich mit einigen Millionen Dollar zu unterstützen. Er hat die Zentrallabors überhaupt erst organisiert.«

»Ist Ihnen das alles erst jetzt eingefallen?« fragte Davenport mit einem spöttischen Lächeln.

»Nein«, antwortete Gorham leise. »Ich habe es schon immer gewußt, aber was hätte ich sonst tun sollen? Ich bin noch nie an Bord eines Raumschiffs gewesen und habe mir alle möglichen Ausreden einfallen lassen, um nicht mit einem fliegen zu müssen. Ich habe mit dem Vakuum gearbeitet, ohne jemals auch nur auf dem Mond gewesen zu sein. Ich habe Angst gehabt, aber ich hatte noch mehr Angst davor, daß es die anderen merken würden, wie sehr ich mich fürchtete.«

»Und jetzt wollen Sie einen Sündenbock finden?« fragte

Davenport. »Sie wollen dem toten Llewes gegenüber wiedergutmachen, was Sie ihm zu Lebzeiten angetan haben?«

»Nein! Lassen Sie die Psychiatrie aus dem Spiel! Ich sage Ihnen, es ist Mord. Es muß einer sein. Sie haben Llewes nicht gekannt. Der Mann war ein wahrer Sicherheitsfanatiker. Eine Explosion in seiner Umgebung ist undenkbar - es sei denn, sie wäre absichtlich verursacht worden.« Davenport zuckte mit den Schultern. »Was ist explodiert, Doktor Gorham?« »Es hätte fast alles sein können«, antwortete der Chemiker. »Er hat viel mit brennbaren Kohlenwasserstoffen gearbeitet.«

»Aber soviel ich mich aus der Schule erinnere, Doktor Gorham, sind diese Stoffe nicht bei Zimmertemperatur entzündbar. Irgend etwas muß Wärme oder einen Funken erzeugt haben.« »Nun, es hat allerdings gebrannt...« »Wie ist das passiert?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen. In der Atmosphärenkammer hat es weder Bunsenbrenner noch Zündhölzer gegeben. Sämtliche elektrischen Geräte waren funkengeschützte Spezialanfertigungen. Sogar Klemmen und andere Vorrichtungen bestanden aus Bronze, um jede Möglichkeit einer Funkenbildung auszuschalten. Llewes war Nichtraucher und hätte jeden auf der Stelle entlassen, der mit einer brennenden Zigarette in die Nähe der Kammer gekommen wäre.«

»Womit war er zuletzt beschäftigt? Mit welchen Geräten ist er zuletzt umgegangen?«

»Schwer zu sagen. Die ganze Einrichtung ist zertrümmert worden.« »Ist inzwischen wieder alles aufgeräumt?«

»Nein«, antwortete Gorham sofort. »Ich habe dafür gesorgt, daß nichts verändert wurde. Schließlich müssen wir die Unfallursache feststellen, damit uns niemand Fahrlässigkeit vorwerfen kann. Das würde einen schlechten Eindruck in der Öffentlichkeit hinterlassen, wissen Sie. Jedenfalls ist dort nichts verändert worden.«

Davenport nickte zufrieden. »Schön, sehen wir uns die Kammer einmal an.« Als sie zwischen den rauchgeschwärzten Wänden standen, fragte er: »Was ist hier am gefährlichsten?«

Gorham sah sich um. »Die Sauerstoffflaschen«, antwortete er und deutete auf sie.

Davenport betrachtete nachdenklich die verschiedenfarbigen Zylinder in ihren Wandhalterungen, in denen sie von einer Kette festgehalten wurden. Einige Zylinder waren umgekippt und hingen schräg nach vorn an der Kette. »Und wie steht es damit?« fragte Davenport. Er stieß einen roten Zylinder an, der vor ihm auf dem Boden lag. Der Zylinder war schwer und bewegte sich nicht.

»Für Wasserstoff«, erklärte Gorham ihm. »Wasserstoff ist explosiv, nicht wahr?« »Richtig - wenn er erhitzt wird.«

»Weshalb behaupten Sie dann, der Sauerstoff sei am

gefährlichsten?« wollte Davenport wissen. »Sauerstoff explodiert doch nicht, oder?« »Nein. Er brennt nicht einmal, aber er fördert jede Verbrennung.« »Und?«

»Nun, für alles weitere gibt es mehrere Möglichkeiten.« Gorham sprach jetzt lebhafter; er war wieder der Wissenschaftler, der einem Laien etwas erklären konnte. »Manchmal kann es zum Beispiel vorkommen, daß jemand versehentlich den Ventilsitz einfettet, bevor er das Ventil in den Zylinder schraubt. Dadurch soll eine bessere Abdichtung gewährleistet werden, wissen Sie. Oder das Ventil wird aus Versehen mit etwas Brennbarem bestrichen. Öffnet man dann das Ventil, strömt der Sauerstoff aus und bringt dieses Zeug zur Explosion, wodurch unweigerlich das Ventil abreißt. Dann wird der restliche Sauerstoff plötzlich frei, treibt die Flasche wie eine Miniaturrakete vor sich her und kann eine Bresche in die nächste Wand schlagen; die bei dieser Explosion entstehende Hitze würde andere brennbare Flüssigkeiten in der Nähe entzünden.« »Sind die hier lagernden Sauerstoffflaschen intakt?« »Ja«, antwortete Gorham.

Davenport gab der Wasserstoffflasche vor sich einen Tritt. »Das Manometer an diesem Zylinder zeigt keinen Druck mehr an. Das bedeutet doch vermutlich, daß dieser Zylinder zum Zeitpunkt der Explosion benützt wurde, nicht wahr? Später hat er sich dann entleert.«

Gorham nickte. »Ja, das ist wahrscheinlich.«

»Explodiert Wasserstoff, wenn man das Ventil einfettet?«

»Bestimmt nicht.«

Davenport rieb sich das Kinn. »Gibt es eine Möglichkeit - außer einem Funken -, Wasserstoff zu entzünden?«

»Irgendein Katalysator«, murmelte Gorham. »Platinpulver wäre am besten -metallisches Platin, das durch Reduktion oder als Niederschlag aus Lösungen gewonnen wird.«

Davenport hob ruckartig den Kopf. »Haben Sie das Zeug hier?« »Selbstverständlich«, antwortete Gorham. »Es ist ein schwarzes Pulver, das als Katalysator verwendet wird. Ziemlich teuer, aber im Labor unersetzbar.« Er schwieg und starrte die Wasserstoffflasche an. »Platinpulver«, murmelte er schließlich. »Ob das...«

»Platinpulver würde also Wasserstoff entzünden?« fragte Davenport. »Natürlich! Unter seiner Einwirkung verbinden sich Wasserstoff und Sauerstoff bei Zimmertemperatur. Jegliche Wärmezufuhr ist überflüssig, aber die Explosion würde trotzdem die gleiche Wirkung erzielen.« Gorham ließ sich neben der leeren Wasserstoffflasche nieder und berührte das Ventil mit dem Zeigefinger. Das schwarze Zeug konnte Ruß sein; es konnte aber auch...

Er stand langsam auf. »Ich kann mir jetzt vorstellen, was passiert

sein muß, Sir. Am besten sammle ich gleich alles Material vom Ventil und analysiere es mit dem Spektrographen.« »Wie lange dauert das?« »Knapp fünfzehn Minuten.«

Gorham kam nach zwanzig Minuten zurück. Davenport hatte inzwischen den zertrümmerten Raum genau durchsucht. Er sah auf, als der Chemiker hereinkam. »Nun?« fragte er.

»Es ist da«, antwortete Gorham triumphierend. »Nicht viel, aber es ist da.« Er hielt ein Filmnegativ gegen das Licht. Auf dem Film zeigten sich drei weiße Parallelen in unregelmäßigen Abständen und unterschiedlicher Helligkeit. »Das meiste Material hat nichts damit zu tun, aber diese Linien hier... «

Davenport kniff die Augen zusammen. »Wirklich sehr schwach. Würden Sie auch beschwören, daß Platin zu finden war?« »Ja«, antwortete Gorham.

»Würde ein anderer Chemiker den gleichen Eid leisten? Könnte die Verteidigung einen Sachverständigen hinzuziehen, ohne daß wir befürchten müßten, daß der Fachmann dieses angebliche Beweismittel ablehnt?« Gorham schwieg.

Davenport zuckte mit den Schultern.

»Aber es ist da!« rief der Chemiker aus. »Das ausströmende Gas und die Explosion haben natürlich den größten Teil fortgeblasen. Sie können nicht erwarten, daß viel mehr zurückbleibt. Sehen Sie das nicht ein?« Davenport nickte langsam. »Ich sehe alles ein, Doktor Gorham. Ich gebe zu, daß es sich in diesem Fall höchstwahrscheinlich um einen Mord handelt. Deswegen müssen wir einen besseren Beweis finden. Glauben Sie, daß nur dieser Zylinder präpariert worden ist?« »Das weiß ich nicht.«

»Dann müssen wir zunächst sämtliche anderen Zylinder in dieser Kammer überprüfen lassen. Und alle Geräte, denn der Mörder könnte weitere Fallen gestellt haben. Das muß gründlich überprüft werden.«

»Ich fange gleich an und...«, begann Gorham eifrig.

»Äh... nicht Sie, Doktor Gorham«, warf Davenport ein. »Ich schicke einen unserer Chemiker her.«

Am nächsten Morgen saß Gorham wieder in Davenports Büro. Diesmal war er benachrichtigt worden, daß der Inspektor ihn zu sprechen wünschte. »Es war Mord«, sagte Davenport ohne lange Einleitung. »Ein zweiter Zylinder ist ähnlich präpariert worden.« »Sehen Sie!«

»Ein Sauerstoffzylinder. Wir haben Platinpulver im Ventil gefunden. Sogar ziemlich viel.«

»Platinpulver? In der Sauerstoffflasche?«

Davenport nickte. »Ganz recht, Doktor Gorham. Können Sie sich einen Grund dafür vorstellen?«

Gorham schüttelte den Kopf. »Sauerstoff brennt nicht und läßt

sich nicht entzünden. Auch Platinpulver hilft nichts.«

»Folglich muß der Mörder in der Aufregung zunächst den falschen Zylinder erwischt haben. Vermutlich hat er seinen Fehler anschließend bemerkt und ihn korrigiert - aber trotzdem hat er den Beweis dafür zurückgelassen, daß es sich nicht um einen Unfall, sondern um einen Mord handelt.« »Richtig«, stimmte Gorham zu. »Jetzt brauchen Sie nur noch den richtigen Mann zu finden.«

Davenport runzelte die Stirn; dann lächelte er. »Nur, Doktor Graham? Wie stellen Sie sich das vor? Unser Mann hat leider vergessen, seine Visitenkarte abzugeben. Dutzende von Chemikern dieses Labors hätten ein Motiv gehabt, Llewes zu ermorden; mindestens fünfzig besitzen die zur Durchführung des Verbrechens erforderlichen Kenntnisse und hätten vor allem Gelegenheit zur Ausführung gehabt. Gibt es eine Möglichkeit, nachträglich zu kontrollieren, wer sich Platinpulver verschafft haben könnte?«

»Nein«, antwortete Gorham zögernd. »In den Labors steht genügend davon herum, fürchte ich.« Er runzelte die Stirn. »Wie steht es mit Alibis?« »Für welche Zeit?« »Für die Nacht vorher.«

Davenport schüttelte den Kopf. »Können Sie mir sagen, wann Doktor Llewes den bewußten Sauerstoffzylinder zuletzt benützt hat? Oder wann er die Wasserstoffflasche zuletzt benützt hat, bevor sie präpariert wurde?« »Das... das weiß ich nicht. Er hat allein gearbeitet. Er wollte niemand in seiner Nähe haben. Dadurch wollte er verhindern, daß jemand seine Erfindungen stahl.«

»Ja, ich weiß. Wir haben selbst einige Untersuchungen angestellt. Das Platinpulver kann sich folglich bereits eine Woche lang am Ventil des Zylinders befunden haben.«

»Was sollen wir jetzt tun?« fragte Gorham entmutigt. »Meiner Meinung nach können wir nur an einer Stelle einhaken«, antwortete Davenport. »Denken Sie an das Platinpulver am Ventil der Sauerstoffflasche. Die Erklärung dieses Rätsels ist vielleicht schon die Lösung unseres Problems. Aber ich bin kein Chemiker, deshalb müssen Sie mir helfen. Wenn es überhaupt eine Antwort gibt, sind Sie der Mann, der sie finden müßte. Könnte das Ganze ein Irrtum sein - könnte der Mörder die beiden Zylinder verwechselt haben?«

Gorham schüttelte sofort nachdrücklich den Kopf. »Nein«, antwortete er. »Jeder Chemiker kennt die Farben. Eine grüne Flasche enthält Sauerstoff; in einer roten muß Wasserstoff sein.«

»Kann unser Mann nicht einfach farbenblind gewesen sein?« Diesmal ließ Gorham sich mehr Zeit mit seiner Antwort. »Nein«, sagte er schließlich. »Farbenblinde Chemiker sind eine große Ausnahme. Bei vielen chemischen Reaktionen spielen farbliche Veränderungen eine große Rolle. Wir haben ständig mit Farben zu tun. Und wenn jemand in unserem Labor farbenblind wäre, hätte er in irgendeiner Beziehung

solche Schwierigkeiten, daß die anderen davon hören müßten.« Davenport nickte. Er spielte geistesabwesend mit einem Bleistift. »Gut, einverstanden. Nehmen wir einmal an, der Sauerstoffzylinder sei nicht aus Zufall oder Unwissenheit so behandelt worden - könnte dann eine Absicht dahinterstecken? Was halten Sie davon?« »Das verstehe ich nicht, Inspektor.« Gorham schüttelte den Kopf. »Vielleicht hat der Mörder einen durchaus logischen Plan verfolgt, als er den Sauerstoffzylinder präpariert hat. Vielleicht hat er diesen Plan erst später abgeändert, weil ihm etwas eingefallen ist. Gibt es Verhältnisse, unter denen Platinpulver in Gegenwart von Sauerstoff gefährlich reagieren würde? Irgendwelche Verhältnisse oder Umweltbedingungen?« Gorham runzelte verblüfft die Stirn. »Nein, ich wüßte nicht, was... Hmmm, vielleicht auf diese Weise, aber...« »Aber was?«

»Nun, die Idee ist eigentlich lächerlich, aber wenn man das Sauerstoffventil in einen mit Wasserstoff gefüllten Behälter stecken würde, wäre Platinpulver am Ventil gefährlich.«

»Nehmen wir einmal an«, sagte Davenport, »unser Mörder habe den Raum mit Wasserstoffgas füllen wollen, um die Explosion hervorzurufen, sobald das Sauerstoffventil geöffnet wurde.«

Gorham lächelte leicht. »Aber warum hätte er sich mit einer Wasserstoffatmosphäre abgeben sollen, wenn...« Das Lächeln verschwand, und Gorham wurde blaß. »Farley!« rief er.

»Wer?« fragte Davenport scharf. »Was meinen Sie damit?«

»Farley war kürzlich ein halbes Jahr auf Titan«, sagte Gorham aufgeregt.

»Titan hat eine Wasserstoff-Methan-Atmosphäre. Er ist der einzige Chemiker bei uns, der Erfahrungen mit dieser Atmosphäre hat. Jetzt verstehe ich alles! Auf Titan verbindet sich ein Sauerstoffstrahl unter Einfluß von Wärme oder Platinpulver mit dem Wasserstoff der Atmosphäre.

Die Situation ist paradoxerweise genau umgekehrt, denn auf der Erde würde sich Wasserstoff mit dem Sauerstoff der Atmosphäre verbinden.

Es muß Farley gewesen sein! Als er in die Kammer vorgedrungen ist, hat er gewohnheitsmäßig den falschen - den hier falschen - Zylinder behandelt.

Später muß ihm dieser Irrtum aufgefallen sein., aber der Schaden war bereits angerichtet.«

Davenport nickte zufrieden. »Das genügt, glaube ich.« Er drückte auf einen Knopf der Gegensprechanlage auf seinem Schreibtisch und befahl: »Schicken Sie einen Mann ins Zentrallabor, der Doktor Edmund Farley verhaftet.«

5. Ohne Hilda in Marsport

Zuerst lief alles wunderbar. Ich brauchte nichts selbst zu tun. Ich brauchte nur zuzusehen, wie alles klappte. Vielleicht hätte ich schon deshalb mißtrauisch werden sollen.

Es begann mit den üblichen vier Wochen Urlaub zwischen zwei Aufträgen. Im Galactic Service wechseln vier Wochen Arbeit mit vier Wochen Freizeit ab. Ich hatte wie üblich drei Tage Aufenthalt in Marsport, bevor ich zur Erde weiterflog.

Normalerweise würde Hilda - die beste Ehefrau, die man sich vorstellen kann - dort auf mich warten, und wir würden einen gemütlichen kleinen Urlaub daraus machen. Unglücklicherweise ist Marsport jedoch das größte Sündenbabel des ganzen Systems, in dem man schlecht einen gemütlichen Urlaub machen kann. Aber wie soll ich das Hilda beibringen, ha? Nun, diesmal wurde meine Schwiegermutter zwei Tage vor meiner Ankunft in Marsport krank. Am Abend vor der Landung erhielt ich die Nachricht, Hilda könne diesmal nicht kommen, weil sie ihre kranke Mutter pflegen müsse.

Ich beteuerte telegrafisch mein reges Interesse am Gesundheitszustand ihrer Mutter; dann landeten wir, und ich sah mich auf dem Raumhafen um:

Ich war ohne Hilda in Marsport!

Folglich mußte ich etwas gegen die drohende Einsamkeit unternehmen. Ich rief Flora an - Flora und ich kannten uns von früher her - und benützte für diesen Zweck eine Videozelle. Der Teufel soll die hohen Gebühren holen, volle Kraft voraus!

Ich wettete mit mir selbst, Flora sei ausgegangen, sie sei anderweitig beschäftigt und habe ihr Videophon abgestellt oder sie sei vielleicht sogar tot.

Aber sie war zu Hause, hatte ihr Videophon angestellt und war mitnichten tot. Sie sah besser als je zuvor aus. Und das Neglige, das sie trug, unterstrich diesen Eindruck gebührend.

Freute sie sich, mich zu sehen? Sie quietschte: »Max! Wir haben uns schon jahrelang nicht mehr gesehen!«

»Ich weiß, Flora, aber jetzt können wir uns treffen, wenn du Zeit hast. Stell dir vor, ich bin ohne Hilda in Marsport!«

Sie quietschte wieder. »Das ist aber nett! Du mußt gleich kommen, Max.« Ich war verblüfft. »Soll das heißen, daß du Zeit hast?« Flora war sonst immer wochenlang im voraus ausgebucht. Nun, sie war eben ein wirklicher Schlager.

»Oh, ich bin mit irgendeinem Trottel verabredet, Max«, antwortete sie, »aber das wird gleich geändert. Kommst du?« »Klar«, versprach ich ihr.

Flora gehörte zu den Mädchen, die... Nun, ich sage Ihnen, in ihrem Appartement herrschte die normale Marsschwerkraft - vier Zehntel der irdischen. Die Befreiung von der sonst herrschenden Pseudoschwerkraft war teuer, aber Sie dürfen mir glauben, daß die Ausgabe sich lohnte, und Flora konnte sich dieses Vergnügen ohne weiteres leisten. Wenn Sie jemals bei nullkommavier g ein Mädchen im Arm gehalten haben, wissen Sie, was ich meine. Wenn nicht, tun Sie mir außerdem leid.

Aber das Mädchen muß auch mit der niedrigen Schwerkraft zurechtkommen. Flora kannte sich damit aus. Ich will nicht von mir sprechen, aber Flora hatte es bestimmt nicht nötig, mich einzuladen, weil sie sich langweilte. Sie brauchte sich nie zu langweilen. Ich legte rasch auf, um diesen Anblick bald in natura vor mir zu haben, und verließ die Videozelle. In dieser Sekunde nahm ich das erste Anzeichen einer nahenden Katastrophe wahr.

Dieses erste Anzeichen war die Glatze meines Kollegen Rog Crinton von der Außenstelle Marsport. Diese Glatze leuchtete über einem Gesicht mit blassem Teint, hellblauen Augen und hellbraunem Schnurrbart. Rog Crinton war der Kerl, den die meisten Agenten aus ganzer Seele haßten, ohne ihm beikommen zu können.

Ich machte nicht erst einen Kotau vor ihm, denn mein Urlaub hatte in der Minute begonnen, in der ich das Schiff verließ. Deswegen sagte ich nur so höflich wie immer: »Was wollen Sie eigentlich, verdammt noch mal? Ich hab's eilig. Ich bin verabredet.«

»Sie haben eine Verabredung mit mir«, antwortete er. »Ich habe einen kleinen Job für Sie.«

Ich lachte nur und machte eine wegwerfende Handbewegung. »Ich habe vier Wochen Urlaub, Freund.« Er sagte: »Alarmstufe drei, Freund.«

Damit war der Urlaub gestrichen. Einfach so. Ich wollte meinen Ohren nicht trauen. »Blödsinn, Rog«, sagte ich. »Seien Sie doch vernünftig. Ich habe einen anderen Alarm.« Er schüttelte den Kopf.

»Rog«, bat ich, »können Sie den Auftrag nicht einem anderen geben?«

»Sie sind der einzige Agent der Klasse A auf dem Mars.«

»Lassen Sie einen von der Erde kommen«, schlug ich vor. »Im Hauptquartier wimmelt es von arbeitslosen Agenten.«

»Der Auftrag muß um elf Uhr abends durchgeführt sein. Was ist mit Ihnen los? Haben Sie keine drei Stunden übrig?«

Ich griff mir an den Kopf. Der Kerl hatte keine Ahnung! Ich sagte: »Aber telefonieren darf ich noch, was?«

Ich trat in die Zelle, schob ihn zurück und knurrte: »Privat!« Flora erschien wieder auf dem Bildschirm. »Was ist los, Max?« erkundigte sie sich. »Sag bloß nicht, daß etwas dazwischengekommen ist. Ich

habe den anderen Kerl bereits ausgeladen.«

»Flora, Liebling, ich komme bestimmt«, versicherte ich ihr. »Ich komme ganz bestimmt - aber nicht gleich.«

Sie stellte die logische Frage in beleidigtem Ton, und ich antwortete hastig: »Nein! Natürlich nicht! Nein, es handelt sich nicht um ein anderes Mädchen. Liebling, ich bin geschäftlich unterwegs, aber es dauert nicht lange.« »Okay«, sagte sie, und ich merkte deutlich, daß gar nichts okay war. Ich trat aus der Zelle und sagte: »Na, was gibt es diesmal zu tun, Sie Spaßverderber?«

Wir gingen in die Raumhafenbar und setzten uns in die hinterste Nische. »Die Antares Giant von Sirius landet in genau einer halben Stunde hier«, begann Crinton. »Also um Punkt acht.« »Meinetwegen«, sagte ich.

»Drei der Passagiere warten auf die Space Eater, die um elf von der Erde kommt und nach Kapella weiterfliegt. Sobald diese drei Männer an Bord der Space Eater sind, können wir sie nicht mehr verhaften.« »Und?«

»Zwischen acht und elf Uhr sitzen Sie mit diesen drei Männern in einem besonderen Warteraum. Ich zeige Ihnen noch Bilder, damit Sie wissen, wen Sie vor sich haben. Zwischen acht und elf müssen Sie in Erfahrung bringen, wer die Schmuggelware mitführt.«

»Welche Schmuggelware?«

»Die schlimmste Sorte - reduziertes Spaceolin.«

»Reduziertes Spaceolin?«

Das war mir neu. Ich kannte natürlich gewöhnliches Spaceolin. Jeder Raumfahrer kennt dieses Mittel, das viele Leute bei jedem Flug schlucken müssen, um ihn überhaupt durchzustehen. Das Zeug beruhigt, heitert auf, hat keine Nebenwirkungen und macht nicht süchtig. Spaceolin ist unersetzlich. In Zweifelsfällen immer Spaceolin nehmen. »Richtig, reduziertes Spaceolin«, sagte Rog. »Jeder interessierte Laie kann daraus in seinem Keller eine Droge machen, die gefährlicher als die meisten Rauschgifte ist. Vor allem macht sie schon beim erstenmal süchtig.« »Und das wissen wir erst jetzt?«

»Nein. Wir wissen es seit Jahren und haben andere, die auf die gleiche Idee gekommen sind, zum Schweigen gebracht. Aber das hilft jetzt nichts mehr.« »Warum?«

»Einer der drei Männer, die hier zwischenlanden, trägt etwas reduziertes Spaceolin bei sich. Auf Kapella, wo wir keine Polizeigewalt haben, soll das Teufelszeug analysiert und hergestellt werden. Falls das gelingt, müssen wir einen Krieg gegen die Schmuggler führen oder das Übel mit der Wurzel ausrotten.«

»Sie meinen Spaceolin?«

»Richtig. Und wenn wir Spaceolin verbieten, ist die Raumfahrt erledigt.« Ich nickte langsam. »Wer von den Männern hat das Zeug bei

sich?« Rog grinste spöttisch. »Wenn wir das wüßten, kämen wir allein zurecht.« »Ist das alles? Soll ich wegen einer Leibesvisitation meinen schwerverdienten Urlaub...«

»Augenblick!« warf Rog ein. »Sie wissen noch nicht, um wen es sich handelt. Alle drei sind einflußreiche Männer: Edward Harponaster, Joaquin Lipsky und Andiamo Ferrucci. Na?«

Er hatte recht. Es handelte sich um sehr einflußreiche Männer, die man nicht einfach verhaften konnte. »Würde einer von ihnen tatsächlich...«, begann ich.

»Hier geht es um Billionen«, unterbrach Rog mich, »und einer der drei hat bereits. Das wissen wir, denn Jack Hawks hat uns vor seiner Ermordung...«. »Jack Hawks ist tot?«

»Richtig, und einer der drei Kerle hat ihn umbringen lassen. Sie müssen den Schuldigen finden. Zeigen Sie vor elf Uhr auf den richtigen Mann, werden Sie befördert, haben Jack Hawks gerächt und die Galaxis gerettet. Zeigen Sie jedoch auf einen Unschuldigen, gibt es interstellare Verwicklungen, und Sie werden nicht nur fristlos entlassen, sondern erscheinen auf jeder schwarzen Liste des bekannten Universums.«

»Und wenn ich auf gar keinen zeige?« erkundigte ich mich.

»Das wäre ebenso falsch, soweit es Ihre Aussichten im Berufsleben betrifft.«

»Es muß also der richtige Mann sein, sonst bekomme ich den Kopf vor die Füße gelegt?«

»Langsam verstehen Sie anscheinend, Max.«

Rog Crinton hatte noch nie widerlicher gegrinst. Ich tröstete mich nur mit dem Gedanken, daß er ebenfalls verheiratet war und dauernd mit seiner Frau in Marsport leben mußte. Und das hatte er auch verdient!

Sobald Rog verduftet war, rief ich nochmals Flora an.

»Nun?« sagte sie, und ihre Stimme jagte mir abwechselnd kalte und heiße Schauer über den Rücken.

»Liebling«, sagte ich, »es handelt sich um wichtige Angelegenheiten, über die ich nicht sprechen darf, aber ich komme bestimmt, das weißt du doch.« »Puh«, meinte sie, »wenn ich gewußt hätte, daß du mich warten lässt...« Ich zuckte zusammen. »Es dauert nicht lange, Flora«, versprach ich ihr. »Und dann mache ich alles wieder gut.«

Ich war natürlich irritiert, aber keineswegs besorgt. Rog war eben erst gegangen, als mir einfiel, wie der Schuldige von den beiden Unschuldigen zu unterscheiden war.

Es war ganz leicht. Ich hätte Rog zurückrufen können, aber das wäre dumm gewesen. Ich würde mir fünf Minuten Zeit lassen und erst dann zu Flora fahren - vielleicht etwas verspätet, aber mit einer

Beförderung in der Tasche. Die Sache war geradezu lächerlich einfach. Industriebosse und Millionäre fliegen nicht viel in Raumschiffen durch die Gegend; dazu haben sie jüngere Männer als Vertreter. Läßt sich ein Flug jedoch nicht vermeiden, nehmen sie Spaceolin, um alle Zufälle auszuschalten.

Das galt allerdings nur für zwei. Der dritte Mann, der die Schmuggelware transportierte, durfte kein Spaceolin nehmen, selbst wenn er dadurch raumkrank wurde. Nach der Einnahme von Spaceolin würde er die Droge wegwerfen oder sie verschenken oder jedem davon erzählen. Er mußte aber seine Selbstbeherrschung bewahren. Alles war ganz einfach. Die Antares Giant landete pünktlich. Lipsky wurde zuerst hereingebracht. Er hatte dicke Lippen, tiefschwarze Augenbrauen, Knollennase und eisgraues Haar. Er sah mich nur an und setzte sich wortlos hin. Nichts. Er hatte Spaceolin genommen. »Guten Abend, Sir«, sagte ich.

Er sagte mit verträumter Stimme: »Surrealismus aus Marzipan im Dreivierteltakt für eine Tasse Pressefreiheit der Sprache.« Das war typisch Spaceolin. Lipsky sagte alles, was ihm gerade einfiel. Irgendein Wort brachte ihn jeweils auf neue Ideen.

Andiamo Ferrucci kam als nächster. Riesiger Schnurrbart, olivenfarbener Teint, Pockennarben im Gesicht. Er setzte sich schweigend. »Wie war der Flug?« fragte ich.

Er sagte leise: »Pflug der Licht phantastisch ticken unter kräht der Vogel.« Lipsky stimmte ein: »Vogel für den Klugen angeregt auf Platz überall begraben.«

Ich grinste zufrieden. Jetzt blieb nur Harponaster übrig. Ich hielt meine Nadelpistole und die magnetischen Handschellen unauffällig bereit. Dann kam Harponaster herein. Er war hager, sonnengebräunt, kahlköpfig und wirkte jünger als auf der Fotografie, die Crinton mir gezeigt hatte. Und er hatte Spaceolin genommen - daran bestand nicht der geringste Zweifel. »Verdammt!« knurrte ich.

Harponaster sagte: »Verdammte Yankees bemerkenswerte Rede letztesmal sägten Holz mit Ihnen.«

Ferrucci sagte: »Innen das Gebiet in Frage zur langen Straße mit Nachtigall.«

Lipsky sagte: »Galle und über der hopsende Diesel untereinander.«

Ich starrte die drei Kerle an. Sie murmelten noch mehr Unsinn dieser Art und hielten schließlich wieder den Mund.

Jetzt war mir alles klar. Einer von ihnen versuchte mich zu täuschen. Er hatte sich überlegt, daß er sich verraten würde, wenn er kein Spaceolin nahm. Wahrscheinlich hatte er mit Geld dafür gesorgt, daß er nur eine Kochsalzlösung injiziert bekam. Der Mann mußte ein guter Schauspieler sein.

Ich starrte sie an, bis ich ein Prickeln im Nacken spürte, das laut

und deutlich sagte: Was ist, wenn du nicht den richtigen Kerl festnimmst? Es war acht Uhr dreißig, und hier standen mein Job, mein guter Ruf und sogar mein Kopf auf dem Spiel. Ich dachte auch an Flora. Sie würde nicht ewig auf mich warten. Wahrscheinlich würde sie keine halbe Stunde lang auf mich warten.

Ich überlegte angestrengt. Würde der Schwindler sich eine Blöße geben, wenn ich ein gefährlicheres Thema anschnitt?

Ich sagte: »Heutzutage fliegt niemand mehr ohne Drogen.«

Lipsky: »Drogen von unterhalb Teig re mi fa sol zu retten.«

Ferrucci: »Retten und ein Haarschnitt etwas ab Kansas hoch wie mein Knie.«

Harponaster: »Knieder Wind und Regen Sinn stets vier und in Klumpen.«

Lipsky sagte: »Lumpen und einbahnig.« Ferrucci sagte: »Einmaligstere.« Harponaster sagte: »Stereglasion.« Noch einige Grunzer, dann schwiegen sie wieder.

Ich ließ nicht locker und vergaß dabei keineswegs, wen ich vor mir hatte. Sie würden sich später an jedes Wort erinnern, so daß ich vorsichtig sein mußte. Ich sagte: »Gegen Raumkrankheit hilft am besten Spaceolin.« Ferrucci sagte: »O Lina, Tiger und Hügel auf der Präriehunde bellen der...« Ich unterbrach ihn und wandte mich an Harponaster. »Verdammt gutes Mittel, dieses Spaceolin.«

»Leinen und das schwarze Schaf läutet für wahrscheinlich und ein herrlicher Tag.«

Ich starrte Lipsky an. »Was halten Sie von Spaceolin?«

»Olin ist Kakao nicht immer und doppelter Einsatz damit Kartoffeln oder über Fersen.«

Irgend jemand sagte: »Erbsen die Krankheit und Schreiben über Augenblick.«

»Trick mit Mahlzeit.«

»Zelten seiter.«

»Inglisch.«

»Stischal.«

»Aal.«

Ich versuchte es noch mehrmals, ohne besseren Erfolg zu haben. Der Schwindler hatte entweder viel trainiert oder besaß ein natürliches Talent für diese Sprechweise. Er hatte sein Gehirn abgeschaltet und sagte einfach, was ihm in den Sinn kam. Und er mußte unterdessen wissen, wonach ich suchte, denn ich hatte von >Drogen< und >Spaceolin< gesprochen. Die beiden anderen hatten keine Ahnung, aber der Gesuchte wußte es und amüsierte sich wahrscheinlich köstlich.

Wie sollte ich also den Schmuggler finden? Ich mußte ihn finden. Der Kerl konnte die Menschheit ins Unglück stürzen. Und er hielt mich

von meinem Rendezvous mit Flora ab.

Ich konnte die drei natürlich untersuchen. Die beiden Männer, die unter dem Einfluß der Droge standen, würden mich nicht daran hindern. Wer die geringste Abwehrbewegung machte, hatte sich bereits verraten. Aber die Unschuldigen würden sich später an die Leibesvisitation erinnern. Ich seufzte. Auf diese Weise konnte ich den Gesuchten verhaften, aber anschließend durfte ich mich auf einiges gefaßt machen. Und in der allgemeinen Verwirrung würde das Geheimnis des reduzierten Spaceolins ohnehin an die Öffentlichkeit gelangen, so daß es sich wirklich nicht lohnte, deswegen eine Katastrophe. Ich sah geistesabwesend auf meine Uhr und merkte entsetzt, daß es bereits neun Uhr fünfzehn war. Warum verging die Zeit nur so schnell? Du lieber Gott! Flora!

Mir blieb keine andere Wahl. Ich verschwand nach draußen, um Flora nochmals anzurufen. Nur ein kurzes Gespräch, um sie daran zu erinnern, daß ich mit ihr verabredet war. Ich sagte mir immer wieder: Sie antwortet nicht.

Ich versuchte mich darauf vorzubereiten. Es gibt andere Mädchen; es gibt andere...

Nein, es gab keine anderen.

Wäre Hilda in Marsport gewesen, hätte ich überhaupt nicht an Flora gedacht; dann wäre das alles nicht passiert. Aber ich war ohne Hilda in Marsport, und ich war mit Flora verabredet. Und eine Verabredung mit Flora...

Das Rufzeichen ertönte immer wieder, und ich hatte nicht den Mut, einfach aufzulegen.

Dann antwortete sie doch. »Du!« sagte sie nur.

»Natürlich, Liebling, wer sonst?«

»Irgend jemand, der kommen kann.«

»Ich habe geschäftlich zu tun, Liebling.«

»Geschäftlich? Wem bringst du diesmal Plastons mit?«

Mir fiel gerade noch rechtzeitig ein, daß sie mich als Plastonvertreter kannte. Damals hatte ich ihr ein wunderhübsches Nachthemd aus Plaston mitgebracht. Allein der Gedanke daran...

»Hör zu«, sagte ich, »wir sehen uns in einer halben Stunde.«

Ihre Augen wurden feucht. »Ich sitze hier ganz allein.«

»Ich mache alles wieder gut.« In meiner Verzweiflung dachte ich sogar an Schmuck, obwohl ich genau wußte, daß Hilda meine Ausgaben genau kontrollierte, was dieses Vorhaben einigermaßen erschwerte.

»Ich habe deinetwegen eine Verabredung abgesagt«, warf Flora mir vor.

»Du hast selbst gesagt, daß du mit irgendeinem Trottel verabredet warst«,

protestierte ich. Das war ein Fehler. Ich hätte lieber den Mund halten sollen.

»Irgendein Trottel!« kreischte sie. Dabei war es die reine Wahrheit. Aber im Umgang mit Frauen kommt es nicht immer darauf an, wer die Wahrheit auf seiner Seite hat. »Du bezeichnest einen Mann, der mir eine Villa auf der Erde versprochen hat, als irgendeinen...«

Sie redete immer wieder von ihrer Villa auf der Erde. In Marsport gab es bestimmt kein Mädchen, das nicht von einem Haus auf der Erde geträumt hätte. Dieser Traum wurde nur in den seltensten Fällen wahr, aber in der Brust jedes Menschen blüht die Hoffnung, und in Floras hatte sie reichlich Platz zum Blühen.

Ich versuchte sie zu beruhigen, aber es war zwecklos.

Flora sagte schließlich: »Ich bin hier ganz allein, und du kannst dir vielleicht vorstellen, was das für meinen Ruf bedeutet.« Mit diesen Worten legte sie auf.

Nun, sie hatte natürlich recht. Ich kam mir wie ein Schwerverbrecher vor. Wenn erst einmal bekannt wurde, daß Flora versetzt worden war, würden die Leute glauben, ihre beste Zeit sei eben vorbei. Das könnte ihren Ruin bedeuten.

Ich ging in den Warteraum zurück. Der Posten vor der Tür grüßte stramm. Ich starrte die drei Kerle an und überlegte mir, in welcher Reihenfolge ich sie erwürgen würde, wenn ich nur den Befehl dazu erhielte. Vielleicht zuerst Harponaster. Er hatte einen dürren Hals, der sich gut zusammendrücken ließ, und einen hervortretenden Adamsapfel, an dem die Daumen Halt finden konnten.

Dieser Gedanke heiterte mich etwas auf, und ich murmelte: »Teufel, Teufel!«

Nun fingen sie wieder an. Ferrucci sagte: »Täufer die Wasser bei Rohr durch die Bücher... «

Harponaster sagte: »Tücher nichten mit ohne das Kater.« Lipsky sagte: »Vater für fahren unser Haus und trink trank.« »Tranker trinkte tränkenden Trink.« »Trunk tronken.« »Tronk.«

Dann wieder nichts.

Sie starrten mich an. Ich starrte sie an. Sie fühlten nichts - zumindest zwei von ihnen -, und mir fiel nichts ein. Die Zeit verging.

Ich starrte sie noch etwas länger an und dachte an Flora. Mir fiel auf, daß ich eigentlich nichts mehr zu verlieren hatte. Ich konnte ebenso gut von ihr erzählen.

»Meine Herren«, sagte ich, »hier in Marsport lebt eine junge Dame, deren Namen ich nicht nennen möchte, um sie nicht zu kompromittieren. Aber ich will sie Ihnen beschreiben, meine Herren.«

Und ich tat es auch. Liebevoll und detailliert. Meine drei Zuhörer lächelten freundlich und unterbrachen mich kaum. Wer Spaceolin

eingenommen hat, ist auffällig höflich und spricht nicht, solange andere sprechen. Deshalb wechselten sie sich immer ab.

»Diese junge Dame, meine Herren«, sagte ich, »hat ihr Appartement auf niedrige Schwerkraft umstellen lassen. Sie fragen sich vielleicht, welchen Zweck das haben soll. Nun, das erkläre ich Ihnen gern, meine Herren, denn wer nie Gelegenheit gehabt hat, einen ruhigen Abend mit einer hiesigen Primadonna zu verbringen, kann sich nicht vorstellen, wie...«

Aber ich bemühte mich, alles so zu schildern, daß ihr Vorstellungsvermögen wenig beansprucht wurde. Sie würden sich später genau daran erinnern, aber ich bezweifle, daß die beiden Unschuldigen nachträglich etwas dagegen einzuwenden haben würden. Wahrscheinlich mußte ich eher damit rechnen, daß sie mich nach Floras Videophonnummer fragen würden. Ich erzählte weiter, bis eine Stimme aus dem Lautsprecher die Landung der Space Eater ankündigte.

Das war das Ende. Ich sagte laut: »Erheben Sie sich, meine Herren.« Sie standen gleichzeitig auf und gingen zur Tür. Als Ferrucci an mir vorbeiging, klopfte ich ihm auf die Schulter und sagte: »Sie bleiben hier, verstanden?« Die magnetischen Handschellen schlossen sich im gleichen Augenblick um seine Handgelenke.

Ferrucci kämpfte wie ein Raubtier. Er hatte jedenfalls kein Spaceolin genommen. Wir fanden die geschmuggelte Droge in einem Plastikbeutel an der Wade. Das Zeug war dort festgeklebt und praktisch unsichtbar; man konnte es nur fühlen, und wir waren erst zufrieden, als wir den Beutel mit einem Messer losgemacht hatten.

Später schüttelte Rog Crinton mir erleichtert grinsend die Hand. »Wie haben Sie das nur geschafft? Wodurch hat er sich verraten?« »Einer von ihnen hat den Spaceolinrausch nur vorgetäuscht«, antwortete ich. »Das war mir sofort klar, und ich habe ihnen deshalb... äh... gepfefferte Geschichten erzählt. Lipsky und Harponaster hatten Spaceolin genommen und blieben deshalb ganz ruhig. Aber Ferrucci atmete schneller und hatte Schweißperlen auf der Stirn; er reagierte auf meine dramatische Schilderung und hatte folglich kein Spaceolin genommen. Und als sie aufstanden, um an Bord zu gehen, war ich meiner Sache sicher und nahm ihn fest. Lassen Sie jetzt endlich meine Hand los?«

Er ließ sie los, und ich wäre fast auf den Rücken gefallen. Ich wollte nur noch fort. Meine Füße setzten sich von selbst in Bewegung, aber ich blieb wieder stehen.

»He, Rog«, sagte ich, »können Sie mir einen Scheck über zehntausend Credits ausschreiben, der nicht in den Büchern erscheint - für Verdienste besonderer Art?«

Dann merkte ich, daß er tatsächlich vor Erleichterung fast

übergeschnappt war, denn er antwortete bereitwillig: »Klar, Max, wird gemacht. Sie können zehntausend Credits haben, wenn Sie wollen.« »Ich will«, sagte ich.

Er füllte einen Scheck über zehntausend Credits aus, der auf den meisten Planeten so gut wie bares Geld war. Er grinste sogar, als er ihn mir gab, und ich grinste natürlich auch.

Wie er den Scheck verbuchte, war seine Sache. Für mich war nur wichtig, daß Hilda nichts davon wußte.

Ich stand zum letztenmal in der Videophonzelle und rief Flora an. Ich durfte nicht warten, bis ich ihr Appartement erreichte. In dieser halben Stunde konnte sie sich mit einem anderen treffen, wenn sie es nicht bereits getan hatte.

Antworte! Antworte! Antworte endlich...

Sie antwortete, aber sie hatte sich inzwischen umgezogen. Sie wollte offenbar ausgehen, und ich hatte sie gerade noch erwischt. »Ich gehe aus«, teilte sie mir mit. »Manche Männer sind eben doch anständig. Und ich möchte dich in Zukunft nicht wieder bei mir sehen. Ich habe nicht die Absicht, dich jemals wieder zu empfangen. Du kannst mir nur noch einen Gefallen tun und mein Rufzeichen vergessen, anstatt mich zu belästigen und...«

Ich sagte kein Wort. Ich stand nur da, hielt den Atem an und hob den Scheck deutlich sichtbar hoch.

Bei dem Stichwort >belästigen< kam sie tatsächlich etwas näher heran, um zu sehen, was ich in der Hand hielt. Flora war nicht sehr gebildet, aber sie konnte zehntausend Credits< schneller als jeder Akademiker des Sonnensystems lesen. »Max!« sagte sie. »Für mich?«

»Alles für dich, Liebling«, antwortete ich. »Du weißt doch, daß ich geschäftlich verhindert war. Ich wollte dich damit überraschen.« »Oh, Max, das ist süß von dir. Es hat mir eigentlich nichts ausgemacht. Alles war nur Spaß.« Sie zog ihren Mantel aus, was bei Flora sehr interessant zu beobachten ist.

»Und wie steht es mit deiner Verabredung?« wollte ich wissen.

»Ich habe doch gesagt, daß alles nur ein Spaß war«, sagte sie. Dann ließ sie den Mantel fallen und spielte mit der Spange, die das bißchen Kleid zusammenzuhalten schien, das sie trug.

»Ich komme«, flüsterte ich.

»Aber mit zehntausend Credits«, mahnte Flora lächelnd. »Mit allen«, versprach ich ihr.

Ich trennte die Verbindung, trat aus der Zelle und wollte mich in Trab setzen.

Dann hörte ich, daß jemand hinter mir meinen Namen rief. »Max! Max!« Jemand kam auf mich zugerannt. »Rog Crinton hat mir gesagt, daß du hier seist. Mama ist doch wieder gesund geworden, deshalb bin ich mit der Space Eater gekommen, und wie war das mit den

zehntausend Credits?«

Ich drehte mich nicht um. Ich sagte: »Hallo, Hilda.« Ich blieb stocksteif stehen.

Und dann drehte ich mich nach ihr um und überwand mich wie nie zuvor in meinem Leben. Ich lächelte.

6. Gefangene des Alls

»Wie lange wollen Sie noch herumrennen?« fragte Warren Moore von der Couch aus. »Das hilft uns nicht weiter. Wir haben noch Glück gehabt; wir verlieren keine Luft, oder?«

Mark Branden drehte sich wütend nach ihm um. »Freut mich, daß Sie das glücklich macht«, antwortete er. »Aber vielleicht wissen Sie nicht, daß unser Luftvorrat nur drei Tage reicht.« Er ging wieder auf und ab. Moore streckte sich gähnend aus. »Wer sich anstrengt, verbraucht mehr Sauerstoff. Warum nehmen Sie sich nicht ein Beispiel an Mike? Er regt sich nicht überflüssig auf.«

>Mike< war Michael Shea, ehemals Besatzungsmitglied der Silver Queen. Er saß auf dem einzigen Stuhl und hatte die Füße auf den Tisch gelegt. Als sein Name fiel, grinste er und sagte: »Mit solchen Zufällen muß man hier zwischen den Asteroiden immer rechnen. Wir hätten hopsen sollen; das ist der längere, aber auch sichere Weg. Aber der Captain wollte schneller vorankommen und jetzt sitzen wir hier.« »Was heißt >hopsen<?« fragte Branden.

»Oh, ich nehme an, daß Freund Mike damit einen Kurs außerhalb der Ekliptikebene des Asteroidengürtels meint«, antwortete Moore. Mike zögerte und stimmte dann vorsichtig zu: »Ja, das ist es ungefähr.« Moore fuhr lächelnd fort: »Nun, wir dürfen Captain Crane nicht allzusehr tadeln. Es war nicht seine Schuld, daß die Abschirmung fünf Minuten vor dem Zusammenstoß ausfiel.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist überhaupt ein Wunder, daß dieser Teil der Silver Queen unbeschädigt geblieben ist.« »Sie haben eine komische Vorstellung vom Glück, Warren«, sagte Branden. »Wir sitzen hier in drei unbeschädigten Räumen, in einem Zehntel des Raumschiffs, haben nur noch Luft für drei Tage und keine Aussicht auf Rettung - und Sie besitzen die Frechheit, von Glück zu sprechen!« »Nun, wir haben immerhin mehr Glück als die anderen gehabt, die gleich umgekommen sind«, antwortete Moore.

»Meinen Sie? Das wäre bestimmt besser gewesen! Oder finden Sie den Tod durch Ersticken so schön?«

»Vielleicht finden wir noch einen Ausweg«, erwiderte Moore hoffnungsvoll.

»Unmöglich!« sagte Branden heiser. »Wir sind erledigt. Fertig!«

Mike räusperte sich bedeutungsvoll. »Da wir schon gemeinsam in der Tinte sitzen, hat es keinen Zweck, das gute Zeug aufzuheben.« Er holte eine kleine Flasche, die mit einer grünen Flüssigkeit gefüllt war, aus der Tasche. »Das ist erstklassiges Jabra. Wir teilen ehrlich, was?« Branden nickte eifrig. »Jabrawasser vom Mars! Warum rücken Sie erst jetzt damit heraus?«

Aber als er nach der Flasche griff, hielt Moore seinen Arm fest. »Seien Sie kein Narr«, warnte Moore. »Wir haben nicht genug, um drei Tage lang betrunken zu bleiben. Sollen wir uns jetzt besaufen und stocknüchtern sterben? Nein, wir heben uns das Zeug für die letzten Stunden auf - dann trinken wir es und merken nicht einmal, was mit uns geschieht.« Branden ließ zögernd die Hand sinken. »Verdammt noch mal, Warren, wie bringen Sie es nur fertig, in dieser Lage Ihren klaren Kopf zu behalten?« Er gab Mike einen Wink, und die Flasche wurde wieder verstaut. Brandon ging an ein Bullauge und starrte hinaus.

Moore kam heran und legte dem Jüngeren einen Arm über die Schultern. »Warum nehmen Sie alles so schwer, Mann?« fragte er. »Das halten Sie nicht mehr lange aus. Wenn Sie so weitermachen, schnappen Sie innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden über.«

Brandon antwortete nicht, sondern starrte nur die Kugel an, die vor dem Bullauge schwebte. Moore fuhr deshalb fort: »Es nützt auch nichts, wenn Sie dauernd Vesta anstarren.«

Mike Shea war herangekommen. »Dort unten auf Vesta wären wir in Sicherheit. Dort leben Menschen. Wie weit sind wir von Vesta entfernt?« »Offenbar nicht mehr als fünf- oder sechshundert Kilometer«, antwortete Moore. »Vesta hat schließlich nur dreihundert Kilometer Durchmesser.« »Fünfhundert Kilometer vom rettenden Ufer entfernt«, murmelte Brandon, »aber es könnten eine Million Kilometer sein...« Er runzelte die Stirn. »Wenn wir nur diese Kreisbahn verlassen könnten! Wir brauchten nur einen kräftigen Stoß, der den Fall einleitet, und würden nicht einmal hart aufprallen, weil dieser Zwerg keine richtige Schwerkraft besitzt.« »Aber er hat genügend Schwerkraft, um unser Wrack anzuziehen«, stellte Moore fest. »Er muß uns eingefangen haben, während wir bewußtlos waren.«

»Komischer Planetoid, diese Vesta«, warf Mike Shea ein. »Ich bin schon zweimal dort gewesen. Überall liegt weißes Zeug herum, das wie Schnee aussieht und trotzdem keiner ist.« »Gefrorenes Kohlenstoffdioxyd?« fragte Moore.

»Ja, Trockeneis, dieses Kohlenzeug, das meine ich. Angeblich leuchtet Vesta deshalb so hell.«

»Natürlich! Das erhöht das Albedo.«

Mike warf Moore einen mißtrauischen Blick zu und wechselte das Thema. »Dort unten ist kaum etwas zu erkennen, aber wenn man genau hinsieht, fällt einem ein grauer Fleck am linken Rand auf. Das ist Bennetts Kuppel, glaube ich. Dort ist die Sternwarte untergebracht. Und dort drüben liegt Calorns Kuppel mit dem Treibstofflager. Es gibt noch viele andere, die von hier aus nicht zu sehen sind.«

Er zögerte und wandte sich an Moore. »Hören Sie, Boß, ich habe mir etwas überlegt. Suchen sie nicht nach uns, sobald der Unfall

bekannt wird? Und müßten sie uns nicht leicht finden, wenn wir schon in der Nähe von Vesta sind?«

Moore schüttelte den Kopf. »Nein, Mike, sie suchen nicht nach uns. Daß die Silver Queen verunglückt ist, stellt sich erst heraus, wenn sie nicht pünktlich eintrifft. Wir haben kein SOS mehr funken können, und die Leute auf Vesta könnten uns nur ausmachen, wenn sie genau wüßten, wonach sie zu suchen hätten.«

»Hmm.« Mike runzelte die Stirn. »Dann müssen wir also Vesta innerhalb der nächsten drei Tage erreichen.«

»Richtig, Mike« stimmte Moore lächelnd zu. »Aber wie sollen wir das anstellen?«

»Schwatzen Sie nicht so lange!« fauchte Brandon plötzlich. »Tun Sie lieber etwas!«

Moore kehrte schweigend zu seiner Couch zurück, streckte sich aus und dachte nach. Ihre Lage war nicht gerade rosig; daran konnte kein Zweifel bestehen. Er überlegte zum zwanzigstenmal, wie alles gekommen war. Nachdem der Asteroid das Schiff getroffen und zertrümmert hatte, war er ohnmächtig geworden; wie lange er bewußtlos gewesen war, konnte er nicht sagen, weil seine Uhr stehengeblieben war. Als er wieder zu sich kam, sah er Mark Brandon, der in der gleichen Kabine schlief, und Mike Shea vor sich stehen. Sie waren die einzigen Überlebenden im Wrack der Silver Queen.

Dieses Wrack kreiste nun um Vesta. Vorläufig war es an Bord noch auszuhalten. Sie hatten für eine Woche zu essen, und der Gravitator im Kabinenfußboden erzeugte eine künstliche Schwerkraft. Die Beleuchtung war weniger zufriedenstellend, aber bisher ausreichend. Das eigentliche Problem lag klar auf der Hand - sie hatten nur für drei Tage Luft! Allerdings gab es auch andere Schwierigkeiten. Zum Beispiel funktionierte die Heizung nicht mehr, so daß das Wrack allmählich auskühlte. Viel schlimmer war jedoch, daß sie weder Hilfe herbeirufen noch ihr Wrack antreiben konnten. Moore seufzte schwer. Ein funktionierendes Steuertriebwerk würde bereits die Rettung bedeuten, denn es könnte sie sicher auf Vesta landen lassen.

Auf seiner Stirn erschien eine Falte. Was sollten sie tun? Sie hatten nur einen Raumanzug für drei Männer, einen Hitzestrahler und einen Detonator. Mehr hatten sie in den drei Räumen nicht gefunden. Hoffnungslos... Moore zuckte mit den Schultern, stand auf und ließ sich ein Glas Wasser einlaufen. Er trank automatisch. Dann hatte er plötzlich eine Idee. »Hören Sie, Mike«, sagte er, »wieviel Wasser haben wir eigentlich?« Mike starrte ihn verblüfft an. »Wissen Sie das nicht, Boß?« »Was?« fragte Moore ungeduldig.

»Wir haben alles Wasser«, erklärte Mike ihm. »Haben Sie das nicht gewußt?« Er deutete auf eine Wand. »Dahinter liegt der Tank

mit dem gesamten Wasservorrat der Silver Queen.«

»Soll das heißen, daß wir einen vollen Wassertank neben uns haben?« Mike nickte heftig. »Klar! Dreißig Meter in jeder Richtung. Und der Tank ist dreiviertelvoll.«

Moore war erstaunt. »Zwölftausend Kubikmeter Wasser!« Dann fragte er rasch: »Warum ist es nicht durch die abgerissenen Rohre abgelaufen?« »Aus dem Tank führt nur eine Leitung durchs ganze Schiff«, erklärte Mike ihm. »Ich sollte diese Hauptleitung draußen im Korridor reparieren und mußte sie deshalb absperren. Dann hat uns der Asteroid getroffen, aber die Leitung blieb abgesperrt. Ich habe unseren Wasserhahn wieder angeschlossen, aber alle anderen Schieber sind zu.«

»Hmmm.« Moore versuchte zu erkennen, welche Idee sich in seinem Unterbewußtsein bildete, wenn er darüber nachdachte, was sich mit dem Wasser anfangen ließ.

Branden hatte ohne großes Interesse zugehört. »Wunderbar!« meinte er jetzt ironisch. »Wir haben Luft für drei Tage, Lebensmittel für eine Woche und Wasser für ein Jahr. Für ein ganzes Jahr! Wasser... Der Teufel soll das Wasser holen!«

»Sie nehmen alles viel zu ernst«, sagte Moore und versuchte aufmunternd zu lächelnd. »Uns geht es gar nicht so schlecht. Die Luft reicht noch drei Tage, wir können doppelte Rationen essen und haben Wasser im Überfluß. Wir können es...«

Die Idee, nach der er vorhin gesucht hatte, erschien plötzlich klar vor seinen Augen. Er sprach nicht weiter, hob ruckartig den Kopf und starrte mit zusammengekniffenen Augen nach draußen.

»He, was ist mit Ihnen los?« wollte Brandon wissen, als Moore sich an die Stirn schlug und begeistert nickte. Mike Shea beobachtete ihn sprachlos. Moore rieb sich die Hände. »Ha! Ich hab's endlich! Warum ist mir das nicht gleich eingefallen?« Er murmelte irgend etwas vor sich hin. Mike hielt ihm die Jabraflasche vors Gesicht, aber Moore lehnte ungeduldig ab. Daraufhin holte Brandon mit der Rechten aus, versetzte Moore einen Kinnhaken und schlug ihn zu Boden.

Moore rieb sich ächzend das Kinn. »Was soll das?« fragte er empört. »Halten Sie den Mund, sonst bekommen Sie noch einen!« brüllte Brandon. »Das halte ich nicht mehr aus! Immer dieses Geschwätz! Sie schnappen allmählich über!«

»Unsinn! Ich bin nur etwas erregt. Hören Sie zu, um Gottes willen. Ich weiß, was wir mit dem Wasser anfangen...«

Brandon unterbrach ihn. »Ja, ich weiß auch etwas«, sagte er. »Am besten ertränken wir Sie darin, dann sparen wir wenigstens etwas Luft und müssen keine unsinnigen Pläne anhören.«

Moore verlor die Geduld. »Ich brauche Sie nicht dazu, Mark, und

ich will Ihre Hilfe auch gar nicht. Warum machen Sie nicht gleich Schluß, wenn Sie solche Angst vor dem Tod haben? Wir besitzen einen Detonator und einen Hitzestrahler - beides zuverlässige Waffen. Suchen Sie sich aus, was Ihnen paßt, und begehen Sie damit Selbstmord. Shea und ich hindern Sie nicht daran.«

Brandon kapitulierte plötzlich. »Schon gut, Warren, ich helfe mit. Ich... ich wollte das alles nicht. Mir geht es nicht gut, Warren. Ich...« »Lassen wir das«, wehrte Moore verlegen ab. »Ich weiß, wie Ihnen zumute ist. Mir geht es ähnlich, aber ich lasse mich nicht unterkriegen. Versuchen Sie jetzt zu schlafen und überlassen Sie das andere mir.« Branden stolperte zur Couch und ließ sich darauf nieder. Er schluchzte noch einige Zeit leise vor sich hin, während Moore und Shea verlegen nach draußen sahen.

Dann stieß Moore Mike an. »Los, an die Arbeit«, flüsterte er. »Die Luftschleuse befindet sich am Ende des Korridors, stimmt's?« Als Shea nickte, fuhr Moore fort: »Ist sie luftdicht?«

»Nun«, antwortete Shea langsam, »die innere Tür ist es jedenfalls, aber ich weiß nicht, wie die äußere aussieht. Die äußere Tür kann das reinste Sieb sein - und dann... peng!« Seine Handbewegung sagte mehr als viele Worte. »Okay, dann müssen wir gleich feststellen, ob die zweite Tür noch funktioniert. Ich muß unbedingt hinaus. Wo ist der Raumanzug?« Moore nahm den Anzug aus dem Schrank und ging damit in den langen Korridor hinaus. Er kam an Türen vorbei, die früher zu anderen Kabinen geführt hatten; jetzt waren sie luftdichte Absperrungen, hinter denen der Tod lauerte. Am Ende des Korridors lag die Luftschleuse. Moore betrachtete sie nachdenklich. »Sieht gut aus«, sagte er, »aber das beweist noch nichts. Na, hoffentlich funktioniert sie noch.« Er runzelte die Stirn. »Wir könnten natürlich den ganzen Korridor als Luftschleuse benützen, aber dann verlieren wir unseren halben Luftvorrat. Das können wir uns nicht leisten - noch nicht.«

Er wandte sich an Shea. »Schön, wir fangen an. Der Anzeige nach ist die Schleuse zuletzt als Eingang benützt worden und müßte deshalb mit Luft gefüllt sein. Öffnen Sie die Tür einen winzigen Spalt breit und schließen Sie sie sofort wieder, falls es zischt.«

»Wird gemacht, Boß.« Shea bewegte den Hebel. Der Mechanismus war beim Zusammenstoß durchgeschüttelt worden und funktionierte nicht mehr so lautlos wie früher. Aber er funktionierte noch, und die Tür glitt einen Millimeter weit zurück.

Moore atmete erleichtert auf, als er kein Zischen hörte. Er hielt ein Stück Papier an den Spalt. Es hätte dort bleiben müssen, wenn die entweichende Luft es gegen die Tür gedrückt hätte. Aber das Papier fiel zu Boden. Mike Shea nickte. »Ich merke nichts«, stellte er fest und hielt einen Finger an den Spalt.

»Ausgezeichnet! Weiter!«

Die Tür glitt langsam zurück, und die beiden Männer hielten den Atem an. Vielleicht war die äußere Tür so geschwächt, daß sie jeden Augenblick nachgeben konnte. Aber sie hielt! Moore grinste zufrieden, während er den Raumanzug anlegte.

»Bisher ist alles in bester Ordnung, Mike«, sagte er. »Sie können hier auf mich warten. Ich weiß nicht, wie lange es dauert, aber ich komme wieder zurück. Wo ist der Hitzestrahler?«

Shea gab ihm das Gerät und fragte dabei: »Was haben Sie vor?« Moore wollte sich eben den Helm aufsetzen. Er machte eine kurze Pause. »Wissen Sie, daß wir genug Wasser haben, um es zu verschleudern? Nun, ich habe darüber nachgedacht und finde die Idee nicht schlecht. Ich werde es verschleudern.« Er setzte den Helm auf und trat in die Schleuse. Moore wartete mit klopfendem Herzen darauf, daß die äußere Tür sich öffnen würde. Sein Plan war äußerst simpel, aber vielleicht nicht einfach auszuführen.

Er hörte den Mechanismus der Tür quietschen und rattern. Die Luft entwich zischend aus der Schleusenkammer. Dann öffnete sich die Tür eine Handbreit und blieb stecken. Moores Herz sank, aber die Tür bewegte sich nach wenigen Sekunden weiter. Dann stand sie endlich offen. Moore drückte den Haftmagneten an den Türrahmen und trat vorsichtig ins Leere hinaus. Er war noch nie über den Rumpf eines Raumschiffs geklettert, das durchs All flog, und er fühlte sich hier oben nicht gerade sicher. Zuerst wurde ihm etwas schwindlig, aber er schloß die Augen und kämpfte erfolgreich dagegen an.

Er sah sich langsam um. Der winzige blau-weiße Lichtpunkt, der die Erde darstellte, war nicht zu sehen. Erde und Sonne lagen offenbar hinter Vesta, aber Moore sah Jupiter mit zwei Satelliten und erkannte auch Saturn. Er hatte erwartet, daß einige Asteroiden deutlich sichtbar sein müßten, aber zu seiner Überraschung war der Weltraum ziemlich leer. Nur Vesta war natürlich gut zu sehen und hing wie ein riesiger Ballon direkt unter ihm. Moore starrte den Planetoiden sehnsüchtig an und überlegte sich, daß ein kräftiger Tritt genügen mußte, um ihn dorthin zu bringen. Vielleicht landete er sicher und konnte für die anderen Hilfe holen. Aber wahrscheinlich würde er nur als weiterer Satellit um Vesta kreisen. Nein, das genügte nicht.

Moore erinnerte sich daran, daß er keine Zeit zu verlieren hatte. Er sah den Schiffsrumpf entlang, suchte nach dem Wassertank und hatte nur scharfkantige Wrackteile vor sich. Er zögerte. Offenbar war es am besten, wenn er das helle Bullauge ihrer Kabine suchte und von dort aus in Richtung Wassertank weiterkletterte.

Er arbeitete sich langsam weiter vor. Kaum fünf Meter von der Luftschleuse entfernt gähnte ein riesiges Loch in der Schiffswand. Moore erkannte die Überreste einer Passagierkabine. Er fuhr

zusammen, als er sich vorstellte, daß er in einer der Kabinen eine aufgetriebene Leiche finden könnte. Er hatte die meisten Passagiere gut gekannt. Aber er überwand sich und kletterte vorsichtig weiter.

Dann war die erste Schwierigkeit zu bewältigen. Der Raum selbst bestand in vielen Teilen aus Nichteisenmetallen, und der Haftmagnet war hier deshalb wirkungslos. Moore wurde erst daran erinnert, als er plötzlich abrutschte, zu gleiten begann und sich nur mit Mühe an einem Vorsprung festhalten konnte. Er hielt sich krampfhaft fest. Theoretisch war er hier im Weltraum schwerelos - Vestas Anziehungskraft zählte nicht-, aber der Gravitator unter dieser Kabine arbeitete noch. Wenn Moore seine Position veränderte, war er stets in Gefahr, ins All hinausgeschleudert zu werden, falls sein Haftmagnet plötzlich nicht mehr im Eisen festsaß.

Offenbar hatte er sich doch auf ein schwieriges Unternehmen eingelassen. Er kletterte Zentimeter für Zentimeter weiter und probierte vorsichtig, wo der Haftmagnet guten Halt fand. Manchmal mußte er weite Umwege machen, um einen halben Meter voranzukommen; mehrmals mußte er den Magneten lösen und auf gut Glück über gefährliche Stellen weiterkriechen. Und dabei mußte er stets gegen die Anziehungskraft des Gravitators ankämpfen, die aus verschiedenen Richtungen angriff, je nachdem, wohin er gerade kletterte.

Moore untersuchte sorgfältig alle Gegenstände, auf die er stieß, aber die Suche blieb vergeblich. Lose Gegenstände, Stühle und Tische waren bereits beim ersten Aufprall fortgeschleudert worden und kreisten nun als unabhängige Himmelskörper innerhalb des Sonnensystems. Moore fand jedoch ein Fernglas und einen Füllfederhalter; er steckte beides ein, obwohl er im Augenblick nichts damit anfangen konnte.

Fünfzehn Minuten, zwanzig Minuten, eine halbe Stunde lang kletterte er über das Wrack, in die Richtung, in der er das Bullauge vermutete. Schweiß lief ihm in die Augen und verklebte sein Haar. Sämtliche Muskeln schmerzten vor Anstrengung. Sein Verstand, den die Ereignisse des letzten Tages übermäßig beansprucht hatten, arbeitete plötzlich nicht mehr zuverlässig.

Moore hatte den Eindruck, er sei bereits ewig unterwegs, habe nie etwas anderes getan und werde nie etwas anderes tun. Er wußte nicht mehr, was er hier draußen suchte; er wußte nur noch, daß er sich bewegen und weiterkriechen mußte. Dieser Gedanke beherrschte ihn völlig, und er kletterte mechanisch weiter - bis er das Licht sah.

Moore hielt an. Hätte der Haftmagnet ihn nicht gehalten, wäre er gefallen. Dieses Licht durchdrang die Dunkelheit, die ihn von allen Seiten umgab. Er hatte das Bullauge erreicht; das eine Bullauge, das nicht dunkel, sondern beleuchtet und lebendig war. Dahinter lag

Brandon auf der Couch. Moore holte tief Luft, fühlte sich sofort besser und konnte wieder klar denken. Nun lag sein Weg deutlich vor ihm. Er näherte sich diesem einzigen Lichtpunkt noch weiter, bis er ihn berühren konnte. Endlich! Er hatte den vertrauten Raum vor sich. Das allein half ihm nicht weiter, aber er wußte wenigstens, wo er sich befand. Brandon schlief auf der Couch und lächelte im Schlaf. Moore wollte an die Scheibe klopfen, aber dann ließ er die Hand sinken. Vielleicht träumte Brandon von zu Hause. Er war jung und empfindsam und hatte viel durchgemacht. Moore konnte ihn später aufwecken, falls seine Idee sich verwirklichen ließ.

Er arbeitet sich weiter vor und erreichte die Wand, hinter der der Wassertank lag. Diese Wand lag völlig ungeschützt vor ihm, und Moore wunderte sich, daß sie nicht durchlöchert worden war. Vielleicht meinte das Schicksal es doch gut mit ihnen.

Der Tank war leicht zu erreichen, obwohl er auf der entgegengesetzten Seite des Wracks lag. Die Überreste eines Korridors führten ihn zu ihm hinauf. Früher war dieser Korridor horizontal gewesen, aber jetzt bewirkte die unausgeglichene Anziehungskraft des Gravitators, daß der Fußboden eine schräge Ebene bildete. Trotzdem war der Aufstieg nicht weiter schwierig, denn der Boden bestand aus Berylstahl, so daß Moore überall guten Halt fand.

Nun kam der entscheidende Teil seines Experiments; die Krise erreichte ihren Höhepunkt. Moore spürte, daß er sich hätte ausruhen müssen, aber seine Erregung trieb ihn voran. Jetzt oder nie! dachte er und arbeitete sich zur Mitte des Tankbodens vor. Dort fand er auf der Kante Platz, die früher der Fußboden eines Korridors gewesen war, und begann seine Arbeit.

»Nur schade, daß die Hauptleitung in die falsche Richtung führt«, murmelte er vor sich hin. »Das hätte viel Arbeit gespart. Aber daran läßt sich eben nichts ändern...« Er seufzte und machte sich wieder an die Arbeit. Der Hitzestrahler war auf Höchstleistung eingestellt, und die unsichtbaren Strahlen konzentrierten sich auf einen Punkt, der etwa dreißig Zentimeter über dem Boden des Tanks lag.

Allmählich zeigte sich die Wirkung dieses Strahls auf die Moleküle der Trennwand. Ein geldstückgroßer Fleck begann im Brennpunkt des Hitzestrahlers zu glühen. Seine Helligkeit schwankte unsicher, während Moore seinen müden Arm ruhig zu halten versuchte. Er stützte ihn schließlich auf und hatte damit mehr Erfolg.

Der glühende Fleck veränderte allmählich seine Farbe. Zunächst war er nur dunkelrot gewesen, aber nun zeigte er sich bereits kirschrot. Je länger der Hitzestrahler arbeitete, desto größer wurde die glühende Fläche, und Moore mußte sich vorsehen, um die Wand nicht mit seinem Anzug zu berühren. Moore fluchte erbittert vor sich hin, als auch sein Sitzplatz immer heißer wurde. Das glühende Metall

strahlte genügend Hitze ab, um ihn in seinem Anzug zum Schwitzen zu bringen. Moores Zorn richtete sich vor allem gegen die Hersteller von Raumanzügen. Warum konnten sie nicht Anzüge bauen, die nicht nur Wärme speicherten, sondern auch dagegen isoliert waren?

Aber dann gewann sein angeborener Optimismus wieder die Oberhand, und er tröstete sich selbst: »Es könnte noch schlimmer sein, schätze ich. Hier ist die Wand immerhin nur fünf Zentimeter stark. Der Tank hätte ebensogut an der Außenwand liegen können. Puh! Fünfundzwanzig Zentimeter Stahl zu durchschmelzen!« Er biß die Zähne zusammen und arbeitete weiter. Der glühende Fleck verfärbte sich jetzt orangerot, und Moore wußte, daß der Schmelzpunkt des Berylstahls bald erreicht sein würde. Er mußte die Augen vor dieser Helligkeit schließen und konnte die Stelle nur jeweils für kurze Zeit beobachten.

Offenbar mußte er sich beeilen, wenn er seinen Plan überhaupt noch verwirklichen wollte. Der Hitzestrahler war nicht voll geladen gewesen und würde bald aussetzen, da er nun schon zehn Minuten lang mit Höchstleistung arbeitete. Aber die Wand wurde jetzt erst weich. Moore wollte nicht länger warten und schob die Mündung des Strahlers vor, bis sie das glühende Metall berührte.

Als er den Strahler rasch zurückzog, blieb eine Vertiefung in der Wand zurück. Moore war zufrieden, obwohl er kein Loch hineingestoßen hatte. Wäre er hier nicht im Vakuum gewesen, hätte er das Wasser hinter der Wand sieden und kochen hören können. Der Druck wuchs stetig. Wie lange würde die Wand an dieser Stelle noch halten?

Dann war er plötzlich durch. Ein winziger Riß bildete sich am Boden des von Moore erzeugten Kraters, und das kochende Wasser bahnte sich selbst einen Weg nach draußen.

Das flüssige Metall wurde an dieser Stelle verdrängt und erstarrte sofort wieder. Aus der winzigen Öffnung schoß eine Dampfwolke, die Moore zunächst die Sicht nahm.

Dann sah er, daß der Dampf fast augenblicklich zu Eistropfen erstarrte, die unter ihm im Nichts versanken.

Er beobachtete den Dampfstrahl noch eine Viertelstunde lang. Dann spürte er, daß ihn etwas leicht von der Wand fortschieben wollte. Er nickte zufrieden vor sich hin, als ihm klarwurde, daß dies die Wirkung der Beschleunigung des Wracks war. Die träge Masse seines Körpers blieb unter den Überresten der Silver Queen zurück.

Das bedeutete, daß er seinen Plan erfolgreich verwirklicht hatte. Der Wasserstrahl wirkte wie der Gasstrahl eines Raketentriebwerkes. Er machte sich auf den Rückweg.

Der Weg zurück war noch schlimmer, denn Moore war jetzt müde, konnte kaum die Augen offenhalten und mußte nicht nur gegen

die Anziehungskraft des Gravitators, sondern auch gegen die wechselnde Beschleunigung ankämpfen. Aber er kletterte verbissen weiter, ohne auf diese Schwierigkeiten zu achten; später konnte er sich nicht einmal mehr daran erinnern. Er war nur von einem Gedanken beseelt, der ihm Kraft zum Durchhalten gab: er mußte zurück und den beiden anderen sagen, daß sie gerettet waren.

Plötzlich hatte er die Luftschleuse vor sich. Er nahm nur mühsam wahr, daß er tatsächlich die Schleuse vor sich hatte. Er wußte nicht einmal, weshalb er den Signalknopf drückte. Irgend ein Instinkt sagte ihm, daß er diesen roten Knopf drücken mußte.

Mike Shea erwartete ihn. Die äußere Tür öffnete sich langsam, blieb an der gleichen Stelle wie zuvor stecken und glitt schließlich doch weiter. Sie schloß sich hinter Moore; dann ging die innere Tür auf, und er taumelte Shea entgegen.

Moore erlebte wie in einem Traum, daß er durch den Korridor in die Kabine geschleppt wurde. Dann zog ihm jemand den Anzug aus und setzte ihm eine Flasche an die Lippen. Die Flüssigkeit brannte ihm in der Kehle, aber sie weckte seine Lebensgeister. Moore schüttelte sich, schluckte mehrmals und fühlte sich wieder besser. Shea steckte die Jabraflasche ein, als Moore sich unsicher aufrichtete.

»Warten Sie!« protestierte Branden. »Sie dürfen noch nicht sprechen. Sie sind völlig erschöpft. Ruhen Sie sich erst aus!«

Aber Moore schüttelte den Kopf. Er berichtete mit heiserer Stimme, was in den vergangenen zwei Stunden geschehen war. Seine Zuhörer wagten kaum zu atmen, während er erzählte.

»Soll das heißen, daß der Wasserstrahl uns in Richtung Vesta schiebt?« fragte Branden ungläubig. »Wie eine Rakete?«

»Genau wie eine Rakete«, antwortete Moore. »Sie wissen doch - Wirkung und Gegenwirkung. Die Öffnung liegt von Vesta abgewandt, deshalb werden wir dorthin geschoben.«

Shea war aufgeregt ans Bullauge gelaufen. »Er hat recht, Brandon! Jetzt ist Bennets Kuppel schon deutlicher zu sehen. Wir schaffen es, wir schaffen es!«

Moore lächelte zufrieden. »Wir nähern uns Vesta in einer immer enger werdenden Spirale und landen in fünf oder sechs Stunden. Das Wasser reicht noch einige Zeit, und der Druck ist weiterhin ziemlich hoch, denn es tritt als Dampf aus.«

»Dampf - bei dieser niedrigen Temperatur?« Branden war überrascht. »Dampf - bei diesem niedrigen Druck!« verbesserte Moore ihn. »Bei abnehmendem Druck siedet Wasser bei niedrigen Temperaturen, und hier im Vakuum verdunstet sogar Eis.«

Er machte eine kurze Pause, bevor er fragte: »Na, wie fühlen Sie sich jetzt, Brandon? Etwas besser?«

Brandon wurde rot und suchte nach Worten. »Tut mir leid, daß

ich mich zuerst wie ein Dummkopf und Feigling benommen habe«, sagte er leise. »Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen, weil ich...«

»Schon gut, schon gut!« unterbrach Moore ihn. »Reden wir nicht mehr davon! Ich war selbst nicht weit von einem Nervenzusammenbruch entfernt.« Er hob den Kopf. »He, Mike, gaffen Sie nicht mehr aus dem Bullauge, sondern bringen Sie lieber Ihre Jabraflasche her!« Mike kam sofort und brachte drei Plastikbecher mit, die er in einem Wandschrank entdeckt hatte. Moore füllte sie bis zum Rand. Er wollte ihre Rettung feiern.

»Meine Herren«, sagte er ernsthaft, »ein Toast.« Sie hoben ihre Becher. »Meine Herren, trinken wir auf das gute alte H_2O, das wir hatten.«

7. Das Souvenir

Alles war für die Feier vorbereitet.

Dieses Jahr war Moores Haus an der Reihe, und Mrs. Moore und die Kinder waren für einen Abend zu Mrs. Moores Mutter übergesiedelt. Warren Moore sah sich lächelnd im Wohnzimmer seines Hauses um. In der ersten Zeit waren diese jährlichen Zusammenkünfte nur auf Brandons Initiative hin zustande gekommen, aber allmählich hatte auch er sich daran gewöhnt. Er freute sich sogar darauf, was vielleicht bedeutete, daß er nicht nur alt, sondern auch sentimental wurde.

Jedenfalls waren die Fenster des Wohnzimmers abgedunkelt, und die Wände glühten nur schwach, was an die ungenügende Beleuchtung der Kabine im Wrack der Silver Queen erinnern sollte. Auf dem Tisch standen Lebensmittelkonzentrate, von denen sich Raumfahrer ernährten, und in der Mitte stand selbstverständlich eine Flasche Jabrawasser vom Mars. Moore warf einen Blick auf seine Uhr. Brandon würde bald eintreffen; er verspätete sich an diesem Tag nie. Dann fiel ihm ein, was Brandon am Telefon gesagt hatte: »Warren, diesmal habe ich eine Überraschung für Sie. Warten Sie nur ab!«

Brandon schien kaum gealtert zu sein. Der jüngere Mann war noch so schlank wie damals und hatte sich seinen jugendlichen Enthusiasmus trotz seiner fast vierzig Jahre bewahrt. Er war noch immer begeisterungsfähig, aber auch leicht zu deprimieren. Seine Haare wurden allmählich grau, und er trug jetzt eine Brille, aber wenn er im Wohnzimmer auf und ab ging und irgend etwas erzählte, brauchte Moore nicht einmal die Augen zu schließen, um den jungen Mann an Bord der Silver Queen vor sich zu sehen. Der Summer ertönte, und Moore betätigte den Türöffner, ohne sich umzudrehen. »Kommen Sie nur herein, Mark.« »Mister Moore?« sagte eine unbekannte Stimme leise hinter ihm. Moore drehte sich um. Brandon war tatsächlich gekommen; er blieb jedoch lächelnd im Hintergrund. Vor Moore stand ein untersetzter, sonnengebräunter, kahlköpfiger Mann, der ihm irgendwie bekannt vorkam. »Mike Shea«, sagte Moore verblüfft. »Mike Shea, der Teufel soll mich holen!«

Sie schüttelten sich lachend die Hand.

»Er hat über die Firma mit mir Verbindung aufgenommen«, sagte Brandon. »Er wußte noch, daß ich bei Atomic Products...«

»Menschenskinder, das ist schon Jahre her!« rief Moore aus. »Augenblick, Mike war zuletzt vor zwölf Jahren hier und...«

»Aber nie am Jahrestag«, warf Brandon ein. »Wie findet ihr das? Er ist jetzt pensioniert und hat die Raumfahrt aufgegeben, um seine Farm in Arizona zu bewirtschaften. Er ist nur zufällig hier, um zu

sehen, was seine alten Freunde machen, und ich war davon überzeugt, er sei wegen unserer Feier gekommen.«

Shea nickte grinsend. »Dabei habe ich nicht einmal gewußt, daß ihr den Jahrestag unserer Rettung feiert.«

»Natürlich!« sagte Brandon. »Diesmal ist es sogar die erste richtige Feier, weil wir wieder zu dritt sind. Es ist zwanzig Jahre her, Mike; zwanzig Jahre, seitdem Warren über das Wrack der Silver Queen geklettert ist.« Shea sah sich um. »Aha, es gibt sogar Raumfahrerrationen, was? Und natürlich Jabra. Hmm, jetzt erinnere ich mich wieder... zwanzig Jahre. Wißt ihr noch, wie wir auf der Erde empfangen wurden?«

»Klar, mit Paraden und Ansprachen«, sagte Brandon. »Wir haben immer wieder beteuert, Warren sei der einzige Held, aber niemand hat zugehört. Wißt ihr das noch?«

»Nun, wir waren die ersten Menschen, die ein Raumschiffunglück überlebt haben«, stellteMoore fest. »Das mußte eben gefeiert werden, weil es so außergewöhnlich war.«

»Kommt, wir nehmen einen Schluck Jabra«, forderte Brandon seine Freunde auf. »Nur schade, daß die eine Flasche für den Abend reichen muß.« »Mark will alles authentisch haben«, erklärte Moore Shea. »Demnächst muß ich wahrscheinlich wie eine Fliege über die Hauswand klettern.« »Keine schlechte Idee«, meinte Brandon.

»Erinnert ihr euch noch an den Toast?« Shea hob sein leeres Glas. »>Meine Herren, trinken wir auf das gute alte H_2O, das wir hatten. < Und bei der Landung waren wir blau wie Veilchen! Aber damals waren wir noch jung. Ich war dreißig und hielt mich schon für alt.« Er zuckte bedauernd mit den Schultern. »Und jetzt bin ich schon pensioniert.«

»Austrinken!« sagte Brandon, der unterdessen ihre Gläser gefüllt hatte. »Heute sind wir alle wieder jung und erinnern uns an dieses Erlebnis an Bord der Silver Queen, auch wenn sonst kein Mensch mehr daran denkt. Für die Öffentlichkeit sind wir verschollen und vergessen, obwohl wir die einzigen Menschen sind, die sich nach einem Raumschiffunglück selbst gerettet haben.«

Moore lachte. »Was erwarten Sie eigentlich? Einen nationalen Feiertag mit Raumfahrerrationen und Jabra für alle Erwachsenen?«

»Das Unglück hat die Versicherungsgesellschaft Trans-space eine Menge Geld gekostet«, meinte Branden nachdenklich, »aber trotzdem fehlt noch etwas. Sagt man heutzutage >Silver Queen< zu jemand, fällt ihm nur Quentin ein, wenn ihm überhaupt jemand einfällt.«

»Wer?« fragte Shea.

»Quentin. Doktor Horace Quentin. Eines der Todesopfer dieses Unglücks. Fragt man jedoch nach den drei Überlebenden, weiß kein Mensch, daß es überhaupt welche gegeben hat.«

»Quentin war einer der größten Wissenschaftler der Welt, Mark«, wandte Moore ein.

»Aber wir sind die einzigen Überlebenden!«

»Und? Zu den Toten gehörte damals auch John Hester; er war ebenfalls Naturwissenschaftler, aber weniger bedeutend als Quentin. Heutzutage weiß niemand mehr, daß Hester ebenfalls an Bord war. Wir sind vielleicht in Vergessenheit geraten - aber wir leben wenigstens noch.«

»Wißt ihr was, wir sind wieder gestrandet«, erklärte Brandon seinen Freunden. »Vor zwanzig Jahren haben wir vor Vesta festgelegen; jetzt sind wir in Vergessenheit geraten. Damals hat Warren uns gerettet; jetzt müssen wir gemeinsam dieses neue Problem lösen.«

»Wollen Sie uns nachträglich berühmt machen?« fragte Moore.

»Klar, warum nicht?« antwortete Brandon. »Der zwanzigste Jahrestag unserer Rettung muß doch irgendwie gefeiert werden!«

»Und wie wollen Sie das anfangen?« fragte Moore weiter. »Heutzutage erinnert sich kaum noch jemand an die Silver Queen - außer im

Zusammenhang mit Quentin -, und Sie müßten sich etwas einfallen lassen, um die Erinnerung daran wachzurufen.«

Shea runzelte die Stirn. »Manche Leute erinnern sich noch gut an die Silver Queen - zum Beispiel die Versicherungsgesellschaft. Das ist übrigens eine komische Sache, Freunde. Ich war vor zehn oder elf Jahren wieder einmal auf Vesta und habe mich nach dem Wrack erkundigt. Es lag noch an der gleichen Stelle, war aber von einem Kraftfeld umgeben und nicht zugänglich.«

Branden zog die Augenbrauen hoch. »Unsere Silver Queen? Warum?« »Ich habe mich erkundigt«, antwortete Shea, »aber nur erfahren, daß das Wrack der Versicherungsgesellschaft gehört.«

Moore nickte. »Selbstverständlich. Die Versicherung hat sich die Trümmer übereignen lassen. Ich habe ihr mein Bergungsrecht gegen entsprechende Entschädigung abgetreten. Ihr auch, stimmt's?«

»Aber was soll das Kraftfeld?« fragte Branden. »Warum darf niemand an das Wrack heran?«

»Keine Ahnung.« Shea zuckte mit den Schultern.

»Das Wrack besitzt nicht einmal Schrottwert. Der Transport würde zuviel kosten.«

»Richtig«, stimmte Shea zu. »Noch komischer ist allerdings, daß sie sogar einzelne Trümmer aus dem Raum nach Vesta bringen. Ich habe den Haufen selbst gesehen - lauter wertloser Schrott, wenn ihr mich fragt. Aber die Versicherungsgesellschaft zahlt einen festgesetzten Preis für jedes Stück der Silver Queen, deshalb suchen alle Schiffe, die in die Nähe von Vesta kommen, nach irgendwelchen

Wrackteilen. Als ich auf meiner letzten Reise wieder bei der Silver Queen vorbeigekommen bin, war der Haufen bereits wesentlich größer.«

»Soll das heißen, daß die Suche weitergeht?« fragte Brandon eifrig. »Keine Ahnung«, antwortete Shea. »Vielleicht ist sie inzwischen abgeblasen worden. Aber der Haufen war entschieden größer als vor zehn oder elf Jahren.«

Brandon lehnte sich in seinen Sessel zurück. »Wirklich eigenartig«, meinte er. »Eine auf Gewinn bedachte Versicherungsgesellschaft gibt viel Geld dafür aus, um den Weltraum in der Nähe von Vesta absuchen zu lassen, weil dort noch immer Teile eines zwanzig Jahre alten Wracks zu finden sind.« »Vielleicht soll eine vermutete Sabotage nachgewiesen werden«, sagte Moore.

»Nach zwanzig Jahren? Selbst wenn sich eine Sabotage nachweisen ließe, hätte die Versicherung nichts mehr davon. Der Fall ist endgültig zu den Akten gelegt.«

»Vielleicht ist die Suche schon längst beendet«, warf Shea ein.

»Los, wir erkundigen uns«, schlug Brandon vor. »Ich möchte wissen, was dahintersteckt.«

»Klar«, stimmte Shea zu, »aber wen sollen wir fragen?« »Multivac«, sagte Brandon nur.

Shea riß die Augen auf. »Multivac! Hören Sie, Mister Moore, haben Sie einen Anschluß?«

»Ja.«

»Ich habe noch nie einen gesehen.«

»Sieht nach nichts aus, Mike. Nur eine Art Schreibmaschine. Sie dürfen einen Multivac-Anschluß nicht mit Multivac selbst verwechseln. Ich kenne niemand, der Multivac zu Gesicht bekommen hätte.« Moore lächelte vor sich hin. Er bezweifelte sogar, daß er je einen der Techniker kennenlernen würde, die diesen Supercomputer warteten, der von seiner unterirdischen Festung aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft der Menschheit kontrollierte und trotzdem genügend Kapazität übrig hatte, um individuelle Fragen zu beantworten.

Der Multivac-Anschluß im Nebenzimmer bestand tatsächlich im Grunde genommen nur aus einer einfachen Schreibmaschine. Moore tippte als erstes sein Kennzeichen in die Maschine und fragte dann: »Was soll ich schreiben?«

»Ganz einfach«, meinte Brandon. »Schreiben Sie: >Läßt die Trans-space noch immer Wrackteile der Silver Queen suchen?<« Moore zuckte mit den Schultern und schrieb die Frage in die Maschine. Sekunden später glitt ein Papierstreifen aus dem Schlitz links an der Maschine. Moore warf einen Blick darauf. »Multivac sagt ja«, teilte er den anderen mit.

»Ha!« rief Brandon. »Das habe ich gleich gewußt. Fragen Sie jetzt nach dem Grund.«

»Unmöglich«, wehrte Moore ab. »Eine Frage dieser Art müßte begründet werden.«

»Versuchen Sie es doch«, drängte Brandon. »Vielleicht bekommen wir eine Antwort.«

Moore schrieb rasch: Warum setzt Trans-space die vorhin erwähnte Suche nach Wrackteilen fort?

Diesmal kam ein gelber Streifen aus der Maschine: GEBEN SIE DEN GRUND FÜR IHRE FRAGE AN.

»Okay, schreiben Sie, daß wir die drei Überlebenden sind und ein Recht auf Informationen haben«, sagte Brandon. »Los, schreiben Sie nur!« Moore gab diesen Grund an und erhielt als Antwort einen zweiten gelben Streifen: BEGRÜNDUNG UNGENÜGEND. FRAGE KANN NICHT BEANTWORTET WERDEN.

»Ich sehe nicht ein, daß das ein Geheimnis bleiben muß«, protestierte Brandon.

»Darüber entscheidet Multivac«, stellte Moore fest. »Was sollen wir jetzt tun?«

Brandon ging auf und ab. »Gut, dann müssen wir eben selbst nachdenken. Trans-space sucht offenbar nach irgend etwas, das so wertvoll ist, daß sich eine zwanzigjährige Suche lohnt. Was könnte so wertvoll sein?« »Wunschträume, Mark«, warf Moore ein.

»Es kann sich weder um Juwelen noch Geld, noch Wertpapiere handeln«, fuhr Brandon fort. »Damit wären die Unkosten nicht zu decken - selbst wenn die Silver Queen aus reinem Gold bestünde. Aber was könnte wertvoller sein?«

»Schwer zu sagen, Mark«, meinte Moore nachdenklich. »Ein Brief ist als Altpapier fast nichts wert, aber je nach Inhalt kann er für eine große Firma Millionen wert sein.«

Brandon nickte. »Richtig. Dokumente oder wertvolle Papiere. Wer könnte Papiere dieser Art bei sich gehabt haben?« »Wie wollen Sie das beurteilen?«

»Wie steht es mit Doktor Horace Quentin, Warren? Die Leute erinnern sich noch an ihn, weil er ein so bedeutender Mann war. Und was ist aus den Papieren geworden, die er bei sich gehabt hat? Vielleicht waren es Konstruktionspläne einer neuen Erfindung.« Brandon machte eine nachdenkliche Pause. »Haben Sie ihn eigentlich je zu Gesicht bekommen, Warren?«

»Nein«, antwortete Moore. »Nein, nicht daß ich wüßte...«

»Das glaube ich«, warf Shea ein. »Quentin hat seine Kabine nämlich nie verlassen. Ich erinnere mich daran, daß einer der Stewards davon gesprochen hat. Er mußte ihm die Mahlzeiten in die Kabine bringen.«

»Das war bestimmt Quentin?« fragte Brandon.

Shea nickte wortlos.

»Gut, dann hatte er also etwas Wichtiges in seiner Kabine«, stellte Brandon zufrieden fest. »Etwas sehr Wichtiges, das er bewachen wollte.« »Vielleicht war er nur raumkrank«, meinte Moore, »aber...« Er runzelte nachdenklich die Stirn.

»Weiter!« drängte Brandon. »Fällt Ihnen auch etwas ein?« »Vielleicht. Ich habe beim letzten Essen neben Doktor Hester gesessen, und er hat mir erzählt, daß Quentin nicht zu sprechen sei.« »Natürlich!« rief Brandon. »Er hat seine Kabine nicht verlassen.« »Nein, Hester hat etwas anderes gesagt.« Moore konzentrierte sich. »Ich kann mich nicht an jedes Wort erinnern... Er hat behauptet, Quentin sei theatralisch und wolle nicht einmal den Titel seines Vortrags nennen, den er auf Ganymed während eines Kongresses zu halten habe.« »Seht ihr, alles paßt zusammen.« Brandon ging wieder auf und ab. »Quentin hatte eine neue Entdeckung, die er geheimhalten mußte, um sie während des Kongresses auf Ganymed vorstellen zu können. Er wollte nicht mit Hester sprechen, weil er befürchtete, Hester würde ihn aushorchen wollen. Dann ist er bei dem Unglück ums Leben gekommen, aber die Versicherungsgesellschaft hat irgendwie von der ganzen Sache Wind bekommen. Deshalb hat sie sich das Wrack übereignen lassen und sucht seitdem nach Quentins Papieren.«

Moore lächelte nachsichtig. »Eine wundervolle Theorie, Mark - aber leider können wir sie nicht beweisen.«

»Glauben Sie? Schön, dann stellen wir Multivac noch einige Fragen. Ich bezahle die Rechnung für diesen Monat.«

»Schon gut«, wehrte Moore ab. »Fühlen Sie sich ganz wie zu Hause.« Brandon setzte sich an die Schreibmaschine und tippte mit vor Erregung zitternden Fingern: Mit welchen Problemen war Dr. Horace Quentin zuletzt beschäftigt?

Diesmal kam die Antwort auf einem weißen Streifen aus dem Schlitz. Sie bestand zum größten Teil aus Hinweisen auf Artikel in vor zwanzig Jahren erschienenen Fachzeitschriften.

Moore warf einen Blick darauf. »Ich bin kein Physiker, aber es sieht so aus, als habe er sich für die Optik interessiert.«

Brandon schüttelte den Kopf. »Wir suchen eine unveröffentlichte Arbeit.« »Darüber gibt es keine Informationen.« »Die Versicherungsgesellschaft hat irgend etwas erfahren.« »Das ist nur Ihre Theorie.«

Branden runzelte die Stirn. »Okay, nur noch eine Frage an Multivac.« Diesmal schrieb er: Wie lauten die Namen und Telefonnummern noch lebender Naturwissenschaftler, die an der Universität mit Dr. Horace Quentin zusammengearbeitet haben?

»Woher wissen Sie, daß Quentin an einer Universität gelehrt hat?« fragte Moore.

»Ich vermute es«, antwortete Branden.

Diesmal war der Papierstreifen kurz. Die Maschine hatte nur einen Namen geschrieben.

»Wollen Sie den Mann anrufen?«

»Natürlich«, antwortete Branden. »Otis Fitzsimmons in Detroit. Warren, darf ich...«

»Bitte«, sagte Moore.

Brandon wählte die angegebene Nummer. Eine weibliche Stimme antwortete. Brandon fragte nach Dr. Fitzsimmons und mußte einige Sekunden warten.

Dann meldete sich eine leise Stimme. »Hallo?« Die Stimme klang alt. »Doktor Fitzsimmons«, sagte Brandon, »ich vertrete die Transspace-Versicherung im Fall des verstorbenen Doktor Horace Quentin...« Moore wollte ihn unterbrechen, aber Brandon ließ sich nicht stören. »Nach all diesen Jahren?« fragte die Stimme ungläubig. »Jetzt wieder?« Brandon grinste triumphierend. »Wir wollten nur fragen, ob Sie sich vielleicht an weitere Einzelheiten dieses Falles erinnern, Doktor. Sie wissen doch, wir sind an allem interessiert, was Doktor Quentins letzte unveröffentlichte Entdeckung betrifft.«

»Nun, ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich nichts davon weiß«, antwortete Fitzsimmons ungeduldig. »Ich will auch nichts mehr damit zu tun haben. Ich weiß nicht, ob es überhaupt etwas gegeben hat. Der Mann hat etwas erwähnt, aber er hat immer von neuen Erfindungen gesprochen.« »Welche Erfindungen meinen Sie, Sir?«

»Ich weiß nichts davon, sage ich Ihnen. Er hat nur einmal davon gesprochen, und ich kann mich nicht genau daran erinnern. Aber das ist nicht weiter wichtig.«

»Wir haben den Namen nicht schriftlich festgehalten, Sir.«

»Das hätten Sie aber tun sollen. Wie war das noch gleich...«

Der Alte murmelte etwas vor sich hin. »Ah, richtig, ein Optikon, das war's.«

»Mit k?«

»Meinetwegen auch mit c, das ist mir egal. Belästigen Sie mich nur nicht wieder damit.« Fitzsimmons legte auf.

Branden grinste zufrieden. »Keine Angst, er hat den Anruf schon wieder vergessen«, sagte er zu Moore. »Merken Sie, daß ich recht gehabt habe? Die Versicherung hat sich schon früher in dieser Angelegenheit an Fitzsimmons gewandt.«

»Gut, das gebe ich zu«, sagte Moore. »Aber was wissen wir noch?« »Wir wissen, daß Quentin ein Optikon konstruiert hat«, antwortete Branden.

»Das hat Fitzsimmons nur vermutet«, widersprach Moore.

»Außerdem hilft uns der Name allein nicht weiter.«

»Und Trans-space sucht entweder nach dem Optikon oder nach Papieren, in denen diese Erfindung beschrieben sein könnte. Ich vermute allerdings, daß Quentin nur ein Arbeitsmodell bei sich hatte, und die Versicherung ist offenbar der gleichen Meinung, denn sie läßt Metalltrümmer sammeln. Habe ich recht, Mike?« Shea nickte wortlos.

»Trotzdem wäre die Suche aussichtslos«, stellte Moore nüchtern fest. »Ich bezweifle, daß mehr als zehn Prozent aller Trümmer um Vesta kreisen. Wir haben selbst Glück gehabt, daß wir damals in eine Kreisbahn geschleudert wurden. Aber die übrigen neunzig Prozent des Wracks kreisen auf irgendwelchen Bahnen um die Sonne.«

Brandon war nicht leicht zu entmutigen. »Gut, nehmen wir an, das Ding sei da und bisher nicht gefunden worden. Könnte es irgend jemand beiseite geschafft haben?«

Mike Shea lachte. »Wir waren an Ort und Stelle, aber wir mußten froh sein, nur mit heiler Haut davonzukommen. Und wer käme sonst in Frage?« »Richtig«, stimmte Moore zu. »Warum hätte der Finder seine Entdeckung geheimhalten sollen?«

»Vielleicht weiß er gar nicht, was er eigentlich gefunden hat.«

»Wie sollen wir dann...« Moore starrte Shea an. »Was haben Sie eben gesagt?«

»Wer? Ich?« fragte Shea erstaunt.

»Hmmm.« Moore runzelte die Stirn. »Teufel, Teufel!« murmelte er dann. »Was ist los?« fragte Brandon gespannt. »Was ist los, Warren?« »Ich weiß nicht. Sie haben mich mit Ihren verrückten Theorien angesteckt, glaube ich. Wenn ich es mir recht überlege, haben wir nämlich etwas an Bord der Silver Queen mitgenommen. Ich habe es jedenfalls getan.« »Was?«

»Während meiner Kletterpartie habe ich einige Kleinigkeiten eingesteckt, die mir in die Hände gefallen sind. Ich weiß nicht warum; ich habe mir nichts dabei gedacht. Ich habe das Zeug behalten - als eine Art Souvenir.« »Wo liegt es?«

»Wahrscheinlich irgendwo auf dem Speicher«, antwortete Moore. »Ich habe die Sachen mindestens fünfzehn Jahre lang nicht mehr gesehen.« »Worum handelt es sich?«

»Das erste Stück war ein altmodischer Füllfederhalter«, antwortete Moore. »Das andere war... ein Fernglas, ein kleines Fernglas mit etwa fünfzehn Zentimeter Länge. Merkt ihr, was das bedeutet? Ein Fernglas!« »Ein Optikon!« rief Brandon. »Natürlich!« »Vielleicht war das nur ein Zufall«, fügte Moore hinzu. »Nur ein seltsamer Zufall.«

Aber Brandon wollte nichts davon hören. »Ausgeschlossen! Trans-space hat das Optikon nur deshalb nicht gefunden, weil Sie es in der Tasche hatten!« »Langsam, langsam«, mahnte Moore. »Los, wir müssen

das Ding suchen!«

Moore holte tief Luft. »Okay, meinetwegen können wir danach suchen, aber ich bezweifle, daß wir es finden. Am besten fangen wir mit dem Speicher an. Das ist doch der logische Platz dafür.«

Shea grinste. »Der logische Platz ist meistens auch der schlechteste, wenn man etwas sucht.« Aber er folgte den beiden anderen auf den Dachboden hinauf.

Der Dachboden war dunkel und staubig. Moore schaltete gleichzeitig mit dem Licht auch das Precipitronein. »Ich glaube, daß der Staubsammler schon zwei Jahre nicht mehr in Betrieb war. Das allein beweist, wie selten ich hier oben bin. Hmmm - die beiden Andenken müßten eigentlich dort drüben bei dem Zeug aus meiner Junggesellenzeit liegen. Okay, am besten fangen wir dort an.«

Moore begann mit einem alten Pappkarton voller Bücher und blätterte sie der Reihe nach durch. Als er Brandons Stirnrunzeln sah, legte er das letzte Buch fort und sagte rasch: »Schon gut, ich suche gleich weiter.« Er öffnete einen alten Koffer mit mehreren Fächern und breitete den Inhalt vor sich aus.

»He!« sagte Branden. »Was ist das?« Er deutete auf einen schlanken Zylinder im zweiten Fach.

»Ich weiß nicht...«, begann Moore. Dann rief er plötzlich: »Ja, das ist der Füllfederhalter! Und hier liegt auch das Fernglas. Beide funktionieren nicht mehr. Ich nehme jedenfalls an, daß der Füllfederhalter nicht funktioniert, weil er klappert. Hört ihr? Es gibt auch keine Patronen mehr dafür.« Brandon hielt ihn ans Licht. »Hier ist ein Monogramm eingraviert.« »Oh? Das ist mir damals nicht aufgefallen.«

»Es ist ziemlich abgewetzt. Sieht wie J.K.Q. aus.«

»Q?«

»Richtig, und das ist ein ziemlich seltener Nachname. Der Füllfederhalter kann Quentin gehört haben. Vielleicht hat er ihn von seinem Großvater geerbt und aus Anhänglichkeit benützt. Wir können Multivac fragen, ob das Monogramm auf einen seiner Vorfahren paßt.« Moore nickte. »Keine schlechte Idee«, meinte er.

»Und dieser Fund beweist, daß Sie das Fernglas ebenfalls in Quentins Kabine gefunden haben«, sagte Brandon.

»Augenblick!« protestierte Moore. »Ich weiß wirklich nicht mehr, ob ich beide Dinge am gleichen Platz gefunden habe.«

Brandon untersuchte das kleine Fernglas sorgfältig. »Hier ist nichts eingraviert.«

»Haben Sie etwas erwartet?«

»Ich sehe nur diese Fuge hier.« Brandon folgte ihr mit dem Zeigefinger und versuchte den vorderen Teil zu drehen. Offenbar aus einem Stück. «Er hob das Glas an die Augen. »Nichts zu sehen.«

»Ich habe Ihnen gleich gesagt, daß es nicht mehr funktioniert. Die Linsen fehlen und...«

»Das ist schließlich zu erwarten, wenn ein Raumschiff von einem Meteor getroffen wird«, warf Shea ein.

»Selbst wenn wir das Optikon in der Hand hielten, könnten wir nichts damit anfangen«, stellte Moore fest. Er nahm Brandon das Glas ab und betrachtete es nachdenklich. »Man sieht nicht einmal Fassungen für die Linsen, als ob...

He!« rief er plötzlich.

»Was ist los?« fragte Brandon.

»Der Name!«

»Optikon? Meinen Sie das?«

»Optikon! Das meine ich eben nicht. Wir haben >ein Optikon< verstanden.«

»Stimmt das nicht?« wollte Brandon wissen.

»Klar«, meinte Shea, »das haben wir alle deutlich gehört.«

»Aber ihr habt ihn nicht richtig verstanden! Fitzsimmons hat >Anoptikon< gesagt. Versteht ihr nicht? >Anoptikon< - in einem Wort.«

»Oh«, sagte Brandon verständnislos. »Was macht das aus?«

»Verdammt viel!« antwortete Moore erregt. »Das Wort >Optikon< bezeichnet ein Instrument mit Linsen, aber >Anoptikon< hat die Vorsilbe >An-<, die bei Wörtern griechischer Herkunft verneinend gebraucht wird. Anarchie bedeutet >keine Regierung<; Anämie bedeutet >kein Blut<; >Anopticon< bedeutet... «

»Keine Linsen!« warf Brandon ein.

»Richtig! Quentin scheint ein optisches Gerät ohne Linsen erfunden zu haben. Vielleicht halten wir es in der Hand - und vielleicht funktioniert es noch!«

»Aber man sieht nichts«, sagte Shea.

»Wahrscheinlich muß es eingestellt werden«, erklärte Moore ihm. »Es läßt sich bestimmt irgendwie einstellen.« Er versuchte den vorderen Rand zu drehen.

»Vorsichtig«, mahnte Brandon.

»Es gibt etwas nach«, beruhigte Moore ihn. Er hob das Instrument an die Augen, pfiff leise vor sich hin und ging näher ans Fenster. »He, seht euch das an!« sagte er dann.

»Was?« fragte Brandon. Als Moore ihm das Instrument gab, sah er hindurch und rief: »Also doch ein Fernglas!«

Die drei Männer verbrachten fast eine Stunde damit, das Instrument abwechselnd in ein Fernglas und ein Mikroskop zu verwandeln. »Wie funktioniert es?« fragte Brandon mehrmals.

»Keine Ahnung«, antwortete Moore jeweils. »Ich bin davon

überzeugt, daß konzentrierte Kraftfelder dabei eine Rolle spielen«, sagte er schließlich. »Wir haben einen beachtlichen Widerstand zu überwinden. Bei größeren Instrumenten sind bestimmt Servos notwendig.« »Ein hübscher Trick«, meinte Shea.

»Mehr als nur das«, erklärte Moore ihm. »Ich möchte wetten, daß es einige Lehrsätze der theoretischen Physik auf den Kopf stellt. Es bündelt Lichtstrahlen ohne kompliziertes Linsensystem, zeigt keine chromatische Abweichung und kann vielleicht auch andere...«

»Ist damit Geld zu verdienen?« unterbrach Shea ihn trocken.

»Das Ding ist Millionen wert!«

»Dann gehen wir damit nicht zur Trans-space-Versicherung, sondern zuerst zu einem Rechtsanwalt. Haben wir das Instrument ebenfalls der Gesellschaft abgetreten? Es befand sich schon in Ihrem Besitz, als Sie die Erklärung unterschrieben haben. Ist diese Verzichterklärung überhaupt rechtskräftig, wenn wir nicht gewußt haben, worauf wir dadurch verzichten? Vielleicht gilt das als Betrug.«

»Ich weiß überhaupt nicht, ob es richtig ist, diese Erfindung einer Privatfirma zu überlassen«, warf Moore ein. »Am besten setzen wir uns mit der entsprechenden Regierungsstelle in Verbindung. Falls damit Geld zu machen ist, bekommen wir...«

»Das Geld kann der Teufel holen, Warren!« unterbrach Brandon ihn. »Geld ist ganz nett, aber nicht weiter wichtig. Wir werden berühmt, Mann, berühmt! Stellen Sie sich nur die Schlagzeilen vor. Ein unbeschreiblich wertvolles Instrument geht im Weltraum verloren. Eine große Versicherungsgesellschaft läßt zwanzig Jahre lang vergeblich danach suchen. Die Suche muß erfolglos bleiben, denn wir, die Vergessenen, haben das Instrument in unserem Besitz. Und am zwanzigsten Jahrestag unserer Rettung entdecken wir es wieder. Wenn das Ding funktioniert, wenn das Anoptikon tatsächlich eine völlig neuartige Erfindung ist, werden sie uns nie vergessen.«

Moore grinste und begann zu lachen. »Richtig, Mark! Sie haben erreicht, was Sie sich vorgenommen hatten. Sie haben uns davor bewahrt, namenlos und unbekannt bleiben zu müssen.«

»Wir haben es gemeinsam erreicht«, verbesserte Branden ihn. »Mike Shea hat die für den Anfang notwendigen Informationen geliefert, ich habe eine Theorie daraus entwickelt, und Sie hatten dann das Instrument auf Ihrem Speicher.«

»Okay«, sagte Moore mit einem Blick auf seine Uhr. »Es wird allmählich spät, und wir müssen uns beeilen, wenn wir heute abend noch etwas ausrichten wollen. Multivac kann uns sagen, mit welcher Stelle in Washington wir in Verbindung treten...«

»Nein, nein«, unterbrach Brandon ihn. »Zuerst das Ritual. Der abschließende Toast des Jahrestages - aber diesmal bitte entsprechend verändert. Sind Sie so freundlich, Warren?« Er deutete auf die

halbvolle Jabraflasche.

Moore füllte drei Gläser bis zum Rand mit der grünen Flüssigkeit. »Meine Herren«, sagte er ernsthaft, »ein Toast.« Sie hoben ihre Gläser. »Meine Herren, trinken wir auf die Andenken von Bord der Silver Queen, die wir hatten.«

8. Nachruf für Lancelot

Lancelot liest beim Frühstück Zeitung. Kommt er morgens herunter, sehe ich nur kurz sein hageres Gesicht mit dem stets mürrischen und leicht verwirrten Ausdruck. Er nimmt schweigend Platz und greift sofort nach der Zeitung, die aufgeschlagen für ihn bereitliegen muß.

Danach kommt nur sein rechter Arm hinter der Zeitung hervor, um sich eine zweite Tasse Kaffee geben zu lassen, die einen gestrichenen Teelöffel Zucker enthält - nicht mehr und nicht weniger, sonst trifft mich ein strafender Blick.

Ich habe mich allmählich daran gewöhnt. Wir frühstücken wenigstens in Ruhe.

An diesem Morgen wurde das Schweigen jedoch plötzlich durchbrochen, als Lancelot laut sagte: »Großer Gott! Paul Farber, dieser Trottel, ist gestorben. Schlaganfall!«

Der Name kam mir bekannt vor. Lancelot hatte ihn erwähnt, und ich wußte, daß es sich um einen Kollegen, um einen Physiker handelte. Aus der Bemerkung meines Mannes schloß ich, daß Farber mäßig berühmt gewesen sein mußte; er hatte offenbar erreicht, was Lancelot versagt geblieben war. Lancelot ließ die Zeitung sinken und starrte mich wütend an. »Warum sind Nachrufe immer mit Lügen gespickt?« wollte er wissen. »Sie machen einen zweiten Einstein aus ihm, nur weil er einen Schlaganfall gehabt hat.« Ich wußte aus Erfahrung, daß Nachrufe ein gefährliches Thema waren, und nickte deshalb nicht einmal zustimmend.

Er warf die Zeitung auf den Tisch und stapfte wütend hinaus, ohne seine zweite Tasse Kaffee zu trinken.

Ich seufzte. Was blieb mir sonst übrig? Was blieb mir jemals übrig? Mein Mann heißt natürlich nicht Lancelot Stebbins; ich habe Namen und Tatort geändert, um Schuldige zu schützen. Entscheidend ist jedoch, daß niemand meinen Mann erkennen würde, selbst wenn ich seinen richtigen Namen gebraucht hätte.

Lancelot hatte in dieser Beziehung ausgesprochen Talent - er wurde stets übersehen und übergangen. Seine Entdeckungen kamen unweigerlich einige Tage zu spät und wurden nicht beachtet, weil eine wichtigere Entdeckung veröffentlicht wurde. Auf Kongressen waren seine Vorträge schlecht besucht, weil zur gleichen Zeit in einem anderen Raum ein wichtigerer Vortrag gehalten wurde.

Das wirkte sich selbstverständlich auf ihn aus. Es veränderte ihn. Als wir vor sechsundzwanzig Jahren heirateten, war er eine glänzende Partie. Er hatte ein Vermögen geerbt und schien dazu bestimmt zu sein, auf seinem Fachgebiet viel zu erreichen. Ich war damals hübsch,

aber trotzdem nicht die gesellschaftlich repräsentative Frau, die Lancelot gebraucht hätte. Vielleicht hat das dazu beigetragen, daß Lancelot übersehen wurde. Hätte er eine andere Frau geheiratet, wäre er vielleicht erfolgreicher gewesen. Er war sich darüber im klaren, und diese Tatsache führte nach zwei oder drei glücklichen Jahren zu einer allmählichen Entfremdung. Ich machte mir deswegen bittere Vorwürfe, erkannte jedoch später, daß seine Unzufriedenheit vor allem darauf beruhte, daß er nie berühmt geworden war. Er verließ die Universität, an der er gelehrt hatte, und baute sich weit außerhalb der Stadt ein Laboratorium, um in Ruhe arbeiten zu können. Geld spielte dabei keine Rolle, denn er arbeitete mit Staatsmitteln und war selbst vermögend.

Ich versuchte zu widersprechen, aber Lancelot ließ sich auf seiner Jagd nach dem Ruhm nicht beirren. »Es gibt wichtigere Dinge als Kinder und ein normales Familienleben«, erklärte er mir. »Die Wissenschaft soll mich als... als großen Erfinder kennenlernen.«

Damals schreckte er noch davor zurück, sich als Genie zu bezeichnen. Aber alle Anstrengungen blieben vergeblich; Lancelot wurde vom Pech verfolgt. In seinem Labor herrschte ständig Hochbetrieb; er bezahlte seinen Assistenten Spitzengehälter; er arbeitete selbst Tag und Nacht. Der Erfolg blieb trotzdem aus.

Ich hoffte noch immer, er werde dieses Leben eines Tages aufgeben und mit mir in die Stadt zurückziehen. Aber Lancelot gab nicht auf; nach jeder Niederlage begann ein neuer Sturm auf die Bastionen des Ruhms. Er griff hoffnungsvoll an, um wenig später verzweifelt seine Niederlage einzugestehen.

Und dann mußte ich dafür büßen. Wenn Lancelot schlecht behandelt worden war, konnte er schließlich auch mich schlecht behandeln. Allmählich kam ich zu der Überzeugung, ich müsse ihn verlassen. Und doch...

In diesem letzten Jahr bereitete er sich offenbar auf eine neue Schlacht vor. Auf die letzte, dachte ich. Diesmal war er nervöser als je zuvor. Er arbeitete tagelang, ohne zum Essen zu kommen und schloß seine Notizen nachts in seinem Schlafzimmer ein, als fürchtete er selbst seine Assistenten. Ich war selbstverständlich davon überzeugt, daß auch dieser Versuch fehlschlagen würde. Aber dann würde er hoffentlich einsehen, daß dies in seinem Alter die letzte Chance gewesen war. Dann würde er endlich aufgeben.

Deshalb beschloß ich zu warten.

Aber die Sache mit dem Nachruf beim Frühstück kam einigermaßen überraschend. Ich hatte bei ähnlicher Gelegenheit einmal festgestellt, daß er zumindest mit einiger Anerkennung in seinem Nachruf rechnen könne. Das war keine sehr kluge Bemerkung, aber dafür habe ich eben kein Talent. Und vielleicht hatte ich ihn

damit ein wenig ärgern wollen.

Jedenfalls ließ er sofort die Zeitung sinken. Sein hageres Gesicht war vor Wut verzerrt, als er kreischte: »Aber ich kann meinen Nachruf nicht lesen! Sogar das wird mir vorenthalten!«

Und dann spuckte er mich an. Er spuckte mir ins Gesicht.

Ich lief hinaus.

Lancelot entschuldigte sich nie dafür, und wir setzten unser Leben fort, als sei nie etwas geschehen.

Nun stand wieder ein Nachruf in der Zeitung.

Ich hatte das Gefühl, der Höhepunkt einer fortwährenden Krise stehe unmittelbar bevor. Ich wußte nicht, ob ich ihn begrüßen oder fürchten sollte.

Aber vielleicht war die Krise doch eher zu begrüßen, denn jede Veränderung mußte eine Wendung zum Besseren sein.

Kurz vor dem Mittagessen kam Lancelot ins Wohnzimmer, wo ich mit meinem Nähkorb saß, und sagte abrupt: »Ich brauche deine Hilfe.«

Das hatte ich seit über zwanzig Jahren nicht mehr von ihm gehört, und ich nickte bereitwillig. »Gern«, antwortete ich, »wenn ich etwas für dich tun kann.«

»Du kannst. Ich habe meinen Assistenten vier Wochen Urlaub gegeben. Sie haben ab Samstag frei, und dann können wir beide im Labor arbeiten. Ich informiere dich schon jetzt, damit du dir nichts für nächste Woche vornimmst.«

Ich starrte ihn an. Er war sichtlich erregt. »Aber du weißt doch, daß ich dir nicht bei deiner Arbeit helfen kann, Lancelot«, sagte ich leise. »Ich verstehe nichts davon und...«

»Das weiß ich«, unterbrach er mich, »aber du brauchst nichts davon zu verstehen. Du sollst nur tun, was ich dir zeige. Ich habe endlich die große Erfindung gemacht, die mich... «

»O Lancelot!« rief ich unwillkürlich, weil ich diese Behauptung von früher her kannte.

»Hör zu, du Närrin, und benimm dich gefälligst wie eine Erwachsene! Diesmal habe ich es wirklich geschafft. Diesmal kommt mir keiner zuvor, weil ich das einzige Genie bin, das diese Entdeckung hätte machen können. Und wenn ich sie veröffentliche, müßte ich zu den Großen der Wissenschaft gehören.«

»Das ist aber schön, Lancelot.«

»Ich müßte zu ihnen gehören, habe ich gesagt. Wissenschaftliche Leistungen werden nicht immer anerkannt. Das habe ich oft genug am eigenen Leib gespürt. Deshalb darf ich die Entdeckung nicht einfach nur veröffentlichen, denn sonst stürzen sich alle darauf, und ich muß den Ruhm mit einem halben Dutzend Nachzügler teilen.«

Lancelot machte eine bedeutungsvolle Pause. »Meine Entdeckung soll förmlich über die Menschheit hereinbrechen, so daß später

niemand auf die Idee kommen kann, meinen Ruhm zu schmälern.«

Er meinte es ernst, und ich fürchtete die Folgen einer neuen Enttäuschung. Würde sie ihn zum Wahnsinn treiben? »Was soll das alles, Lancelot?« fragte ich ihn. »Warum plagst du dich so? Warum machst du nicht lieber Urlaub? Wir könnten nach Europa...«

Er stampfte mit dem Fuß auf. »Schweig!« brüllte er mich an. »Am Samstag kommst du mit mir ins Labor, verstanden?«

In den folgenden drei Nächten schlief ich schlecht. Lancelot war noch nie wie jetzt gewesen. War er vielleicht schon verrückt? Seine Verrücktheit war das Resultat jahrelanger Enttäuschungen, und der Nachruf hatte den entscheidenden Anstoß gegeben. Er hatte seine Assistenten fortgeschickt und wollte mich ins Labor mitnehmen. Bisher hatte ich es nie betreten dürfen. Er wollte bestimmt mit mir experimentieren oder mich gleich umbringen.

Alles das ging mir nachts durch den Kopf, und ich überlegte, ob ich die Polizei anrufen oder gar fortlaufen sollte. Aber dann wurde es doch Samstag, ohne daß ich einen dieser Pläne verwirklicht hätte. Statt dessen ging ich schweigend neben Lancelot her durch den Garten zum Labor. Das Labor wirkte erschreckend genug, und ich blieb ängstlich an der Tür stehen, aber Lancelot sagte: »Keine Angst, dir passiert nichts, solange du tust, was ich dir erkläre.«

»Ja, Lancelot.« Ich ließ mich in einen kleinen Raum führen, an dessen Tür ein großes Schloß hing. Hier standen viele merkwürdige Apparate in einem Gewirr aus Drähten und Kabeln.

»Siehst du diesen Eisentiegel?« fragte Lancelot.

»Ja, Lancelot.« Der große Tiegel war außen angerostet und stand unter einem Drahtgeflecht. Als Lancelot mich zu ihm führte, sah ich, daß der Tiegel eine weiße Maus enthielt, die uns aufmerksam ansah. Ich erschrak, denn ich kann keine Mäuse sehen.

»Sie tut dir doch nichts«, knurrte Lancelot. »Bleib dort drüben an der Wand und sieh her.«

Ich hatte Angst und schloß die Augen, weil ich fürchtete, Lancelot wolle irgendeinen teuflischen Plan verwirklichen. Aber ich hörte nur ein leises Zischen; dann sagte Lancelot zu mir: »Na?«

Ich öffnete die Augen. Er lächelte stolz. Ich starrte ihn verständnislos an. »Hier, siehst du das nicht, dumme Gans? Siehst du das nicht?« fragte Lancelot wütend.

Links neben dem Eisentiegel stand ein zweiter. Ich hatte nicht gesehen, daß Lancelot ihn dort abgestellt hatte. »Meinst du den zweiten Tiegel?« fragte ich.

»Das ist kein gewöhnlicher zweiter Tiegel, sondern eine Kopie des ersten«, erklärte er mir. »Die beiden sind völlig identisch, das sieht man an den Rostflecken.«

»Hast du den zweiten aus dem ersten gemacht?«

»Ja, aber auf besondere Weise. Zur Erzeugung von Materie sind normalerweise unvorstellbar hohe Energiemengen notwendig. Selbst bei bestem Wirkungsgrad müßten hundert Gramm Uran gespalten werden, um ein Gramm Materie zu erzeugen. Das Geheimnis meiner großen Erfindung beruht darauf, daß die Verdopplung eines Gegenstandes an einem Punkt in der Zukunft nur wenig Energie erfordert. Und da ich diesen Gegenstand in der Zukunft herstelle und in die Gegenwart transportiere, habe ich gleichzeitig das Problem der Zeitreise gelöst, meine Liebe.« In seiner Triumphstimmung benützte er sogar diesen Ausdruck für mich, den ich seit Jahren nicht mehr gehört hatte.

»Wunderbar«, sagte ich, denn ich war tatsächlich beeindruckt. »Ist die Maus auch da?« Ich sah in den zweiten Tiegel und entdeckte darin - eine tote Maus.

»Das ist nicht zu ändern.« Lancelot zuckte verlegen mit den Schultern. »Wenn ich Lebewesen zurückhole, sind sie unweigerlich tot.« »Oh, wie schade. Warum?«

»Das weiß ich noch nicht«, antwortete Lancelot. »Man sieht ihnen jedenfalls nichts an.«

»Du könntest doch einen...« Ich sprach nicht weiter, denn ich wußte, daß es zwecklos war, Lancelot zu empfehlen, er solle einen Biologen hinzuziehen. »Ich habe bereits einen Fachmann gefragt«, erklärte Lancelot mir säuerlich, »aber er hat auch nichts gefunden. Ich habe ihm natürlich nicht erzählt, wodurch die Maus verendet ist. Sogar meine Assistenten wissen nicht, woran ich arbeite.«

»Warum mußt du das so geheimhalten?«

»Weil ich vorläufig noch keine Lebewesen lebend zurückbringen kann. Dieses Problem muß noch gelöst werden, bevor ich meine Entdeckung veröffentlichen kann. Wollte ich sie schon jetzt bekanntgeben, würde irgend jemand dieses letzte Problem lösen und wahrscheinlich berühmter werden als ich.«

Das war leicht einzusehen. Ich war sogar überzeugt, daß Lancelot auch diesmal leer ausgehen würde. So war es noch immer gewesen.

»Ich kann jedoch nicht länger warten«, fuhr er fort. »Ich muß meine Entdeckung bekanntgeben und dafür sorgen, daß die Umstände dieser Bekanntgabe so dramatisch sind, daß die ganze Welt meinen Namen hört. Ich werde dieses Drama vorbereiten und selbst die Hauptrolle darin spielen.«

»Aber was soll ich tun, Lancelot?« »Du wirst meine Witwe.«

Ich umklammerte seinen Arm. »Lancelot, soll das etwa heißen, daß...« Er machte sich los. »Nur für einige Tage. Ich will nicht Selbstmord begehen. Ich transportiere mich einfach aus der Zukunft zurück.« »Aber dann bist du doch tot!«

»Nur das >Ich<, das zurückgebracht wird. Das wirkliche >Ich<

bleibt lebendig wie die weiße Maus.« Er sah auf ein Meßinstrument und sagte: »Ah, jetzt ist gleich der Nullpunkt erreicht. Achte auf den zweiten Tiegel und die tote Maus.«

Die Maus verschwand vor meinen Augen. »Wo ist sie jetzt?«

»Nirgends«, antwortete Lancelot. »Sie war nur ein Duplikat. Wir haben eben den Zeitpunkt erreicht, an dem es ursprünglich entstanden ist, deshalb mußte es wieder verschwinden. Die erste Maus, die als Muster gedient hat, lebt weiter. Wir werden das gleiche Experiment mit mir durchführen. Mein Duplikat kommt dann tot zurück, während ich am Leben bleibe. Drei Tage später erreichen wir den Zeitpunkt, an dem das Duplikat wieder verschwindet, so daß nur ich übrig bin. Ist das klar?« »Es klingt gefährlich.«

»Keineswegs«, versicherte Lancelot mir. »Sobald meine Leiche erscheint, werde ich für tot erklärt; die Zeitungen bringen Nachrufe, und ein Bestattungsunternehmen trifft alle notwendigen Vorbereitungen. Aber dann kehre ich ins Leben zurück und überrasche die Welt mit meiner Entdeckung. Du kannst dich darauf verlassen, daß Lancelot Stebbins von diesem Augenblick an berühmt ist!«

»Lancelot«, sagte ich leise, »warum gibst du deine Entdeckung nicht einfach bekannt? Der Plan ist zu kompliziert und gefährlich. Allein die Bekanntgabe macht dich schon berühmt, und wir könnten vielleicht in die Stadt ziehen, um...«

»Ruhe! Du tust gefälligst, was ich dir sage.«

Ich weiß nicht, wie lange Lancelot diesen Plan gewälzt hatte, bevor der Nachruf den letzten Anstoß gab. Das soll natürlich nicht heißen, daß ich etwa an seiner Intelligenz gezweifelt hätte. Lancelot wurde geradezu vom Pech verfolgt - aber er war ohne Zweifel ein brillanter Wissenschaftler. Er hatte seinen Assistenten mitgeteilt, welche Experimente er in ihrer Abwesenheit durchzuführen gedachte. Deshalb war es nicht ungewöhnlich, daß er mit allen Anzeichen einer Zyankalivergiftung an seinem Arbeitstisch gefunden werden sollte.

»Du sorgst also dafür, daß die Polizei sofort mit meinen Assistenten in Verbindung tritt. Mein Tod soll nicht nach Mord oder Selbstmord, sondern nach einem Unfall aussehen.«

»Aber wenn sie dich finden, Lancelot?« gab ich zu bedenken. »Warum sollten sie mich finden?« knurrte er. »Wer sucht schon nach einem lebenden Original, wenn er eine Leiche vor sich sieht? Ich bleibe in meinem Versteck, wo mich keiner vermutet.« Er runzelte die Stirn. »Nur schade, daß ich dort keinen Kaffee kochen darf, bis alles vorüber ist. Aber der Kaffeegeruch wäre zu durchdringend. Nun ja, drei Tage lang werde ich es eben mit Wasser aushalten müssen.«

Ich rang nervös die Hände und sagte: »Ist der Unterschied denn wirklich so groß, wenn sie dich entdecken? Du hättest doch immerhin bewiesen, daß man... «

»Nein, das ist nicht das gleiche!« unterbrach er mich. »Dann denken alle, das Experiment sei fehlgeschlagen, und ich werde als Narr berühmt.« »Aber irgend etwas geht doch immer schief, Lancelot«, sagte ich vorsichtig. »Diesmal nicht!« explodierte er förmlich und schüttelte mich heftig. »Diesmal kann nur etwas schiefgehen, wenn du versagst. Wenn du mich verrätst, wenn du deine Rolle nicht richtig spielst, wenn du nicht genau tust, was ich dir erkläre, bringe ich dich um!«

Ich wollte mich erschrocken losreißen, aber er hielt mich fest. »Hör zu«, sagte er heiser. »Du hast mir im Lauf unserer Ehe viel geschadet, aber ich trage einen Teil dieser Schuld, weil ich dich geheiratet habe und später keine Scheidung eingereicht habe. Und jetzt habe ich endlich eine Chance, mein Leben dir zum Trotz erfolgreich zu machen. Wenn du mir diese Chance verdirbst, bringe ich dich um! Das ist mein Ernst!«

Ich war davon überzeugt. »Ich tue alles, was du mir sagst«, flüsterte ich, und er ließ mich wieder los.

Er erklärte mir seine Apparate. »Ich habe noch nie mehr als hundert Gramm transportiert«, sagte Lancelot nachdenklich. Es geht bestimmt schief, dachte ich.

Am nächsten Tag stellte er alles so ein, daß ich nur noch einen Schalter zu betätigen brauchte. Er ließ mich diese eine Bewegung endlos lange an einem anderen Schalter üben. »Verstehst du jetzt alles?« »Ja.«

»Du legst den Schalter um, sobald die Lampe aufleuchtet.« Ich nickte schweigend.

Er nahm seinen Platz ein und wartete. Er trug eine Gummischürze über dem weißen Kittel.

Das Licht flammte auf, und ich legte instinktiv den Schalter um, ohne über die Folgen nachzudenken.

Eine Sekunde lang sah ich zwei Lancelots vor mir; dann brach der neue zusammen und lag still.

»Okay«, rief der überlebende Lancelot und verließ seinen Platz. »Hilf mir! Nimm die Beine.«

Ich mußte mich beherrschen, um nicht schreiend davonzulaufen, als Lancelot seine eigene Leiche unter den Armen packte und in den Nebenraum fortschleppte. Die Leiche war noch warm, aber er ging mit ihr um, als handle es sich um einen Sack Weizen.

Im Nebenraum war ein Versuch aufgebaut, und Lancelot hatte sich große Mühe gegeben, alles möglichst naturgetreu zu machen. Auf dem Arbeitstisch stand eine Flasche Zyankali; in ihrer Nähe waren einzelne Kristalle verstreut.

Lancelot arrangierte die Leiche, als ob sie vom Hocker gesunken sei. Er verteilte weitere Kristalle auf der linken Hand, der

Gummischürze und dem Kinn seines toten Doppelgängers.

»Das müßte genügen«, murmelte er. Ein letzter Blick in die Runde, dann wies er mich an: »Geh ins Haus und rufe den Arzt an. Du wolltest mir belegte Brote bringen, weil ich nicht zum Mittagessen gekommen war - und dabei hast du mich hier gefunden. Du kannst ruhig etwas kreischen, wenn du es nicht übertreibst.«

Ich fand es nicht schwierig, zum richtigen Zeitpunkt zu weinen. Mir war seit Tagen danach zumute.

Der Arzt reagierte wie erwartet. Die Zyankaliflasche fiel ihm sofort auf. Er runzelte die Stirn. »Ihr Mann war etwas leichtsinnig, Mrs. Stebbins.«

»Er hätte gar nicht allein arbeiten dürfen«, erwiderte ich schluchzend, »aber seine beiden Assistenten haben Urlaub.«

»Zyankali ist schließlich kein Kochsalz.« Der Arzt schüttelte tadelnd den Kopf. »Mrs. Stebbins, ich muß natürlich die Polizei benachrichtigen, obwohl es sich um einen Unfall handelt.«

»Ja, ja, benachrichtigen Sie die Polizei«, forderte ich ihn eifrig auf. Die Polizisten kamen und brachten einen Polizeiarzt mit, der empört die Stirn runzelte, als er die Kristalle auf Hand, Schürze und Kinn der Leiche sah. Die Beamten zeigten kein großes Interesse und fragten nur nach den Lebensdaten meines Mannes und anderen unwichtigen Einzelheiten. Dann fuhren sie davon und überließen es mir, das Bestattungsunternehmen anzurufen.

Wenig später rief ich die Zeitungen und zwei Nachrichtenagenturen an. Ich erklärte ihnen, der Befund des Leichenbeschauers sei bestimmt etwas zu drastisch ausgefallen, und gab der Hoffnung Ausdruck, die Presse werde nicht etwa berichten, mein Mann sei leichtsinnig gewesen. Dann fügte ich hinzu, er sei schließlich in erster Linie Atomphysiker gewesen, und ich hätte in letzter Zeit das Gefühl gehabt, er habe irgendwelche Schwierigkeiten. Auch hier behielt Lancelot recht. Die Journalisten bissen sofort an. Ein Atomwissenschaftler in Schwierigkeiten? Spionage? Feindliche Agenten? Die Reporter belagerten unser Haus. Ich gab ihnen ein Foto, das Lancelot vor fünf Jahren zeigte, und ließ sie nach Herzenslust Aufnahmen im Labor machen. Ich schilderte ihnen Lancelots Karriere und streute einige Anekdoten ein; ich gab mir wirklich Mühe und hatte trotzdem kein Vertrauen zu der Sache.

Irgend etwas würde schiefgehen. Und dann würde er mich umbringen. Am nächsten Morgen brachte ich ihm die Zeitungen, die er mit blitzenden Augen las. Die Times widmete ihm eine ganze Spalte auf der ersten Seite. Die anderen seriösen Zeitungen hielten sich zurück, aber ein Boulevardblatt brachte als Schlagzeile: Rätsel um Tod eines Atomwissenschaftlers. Lancelot las mir alle Nachrufe begeistert vor und meinte dann zufrieden: »Glaubst du noch immer, daß irgend

etwas schiefgehen kann?« »Wenn die Polizei jetzt wissen will, weshalb du Schwierigkeiten hattest...«, sagte ich zögernd.

»Du hast dich vage ausgedrückt und kannst ihr antworten, ich sei in letzter Zeit nervös oder übernächtigt gewesen. Bis die Polizei sich zu weiteren Nachforschungen entschließt, ist es zu spät.«

»Lancelot, wenn du endlich berühmt bist, kannst du dich doch zur Ruhe setzen, nicht wahr?« fragte ich hoffnungsvoll. »Dann können wir irgendwo ruhig in der Stadt leben.«

»Dummkopf!« antwortete er verächtlich. »Siehst du nicht ein, daß ich dann weiterarbeiten muß? Das Labor wird zu einem Institut für Zeitforschung ausgebaut, und ich werde die hoffnungsvollsten jungen Wissenschaftler um mich versammeln. Dann wird die Welt endlich einsehen, welcher Platz mir in Wirklichkeit gebührt.« Er richtete sich mit blitzenden Augen auf, als sei er sein eigenes Denkmal auf einem Sockel.

Ich bat den Bestattungsunternehmer, die Leiche im Laboratorium aufbahren zu dürfen, bevor sie im Familiengrab beerdigt wurde. Ich bat ihn, sie nicht einzubalsamieren, und bot ihm an, sie bei null Grad Celsius aufzubewahren. Ich bat ihn, sie nicht in die Leichenhalle zu überführen. Der Bestattungsunternehmer erklärte sich zögernd damit einverstanden, was sich ohne Zweifel in seiner Rechnung niederschlagen würde. Meine Erklärung, ich wolle die Leiche bis zuletzt bei mir haben und Lancelots Assistenten Gelegenheit geben, sie nochmals zu sehen, war lahm und klang lahm.

Aber Lancelot hatte mir genau vorgeschrieben, was ich zu sagen hatte. Als die Leiche aufgebahrt worden war, ging ich zu ihm in sein Versteck. »Lancelot«, sagte ich, »der Bestattungsunternehmer war sichtlich mißtrauisch.«

»Ausgezeichnet«, meinte Lancelot zufrieden. »Aber... «

»Wir brauchen nur noch einen Tag zu warten. In dieser kurzen Zeit kann ein bloßer Verdacht noch nicht zu einem Entschluß führen. Die Leiche müßte morgen früh verschwinden.« »Ist das etwa nicht sicher?« fragte ich entsetzt.

»Es kann früher oder später sein. Ich habe keine Erfahrung mit so schweren Gegenständen. Schon deshalb wollte ich die Leiche hier im Labor haben.« »Aber in der Leichenhalle würdest du vor Zeugen verschwinden.« »Und hier ist das Verschwinden nicht zu beweisen, meinst du?« »Ganz recht«, stimmte ich zu.

Lancelot lächelte ironisch. »Keine Angst, das ist durchaus beabsichtigt. Sobald ich mit meiner Entdeckung an die Öffentlichkeit trete und tot gewesen zu sein behaupte, werden meine Kollegen mich als Betrüger und Scharlatan bezeichnen. Innerhalb einer Woche kennt dann jeder meinen Namen; die Menschen werden kein anderes Gesprächsthema mehr haben. Und dann demonstriere ich vor

Wissenschaftlern und Fernsehkameras meine Methode, während Milliarden gespannt zusehen. Ist das nicht ein absoluter Höhepunkt?«

Ich war im Augenblick so verblüfft, daß ich zustimmend nickte, aber eine Stimme in meinem Inneren sagte: Zu umständlich, zu kompliziert, irgend etwas geht bestimmt schief.

Am gleichen Abend kamen die beiden Assistenten und versuchten bekümmert oder erschüttert zu wirken, als sie vor dem offenen Sarg standen. Wieder zwei Zeugen, die beschwören konnten, daß sie Lancelot tot gesehen hatten; zwei weitere Zeugen, die dazu beitragen würden, daß der Höhepunkt erreicht wurde.

Am nächsten Morgen standen wir um vier Uhr in Wintermäntel gehüllt im Gefrierraum und warteten auf den entscheidenden Augenblick.

Lancelot überprüfte seine Instrumente immer wieder, ohne mir zu erklären, was er tat. Sein Kleincomputer war ständig in Betrieb, obwohl ich nicht weiß, wie er bei dieser Temperatur die Tasten bedienen konnte.

Mir war erbärmlich zumute. Ich litt unter der Kälte, mußte an die Leiche im Sarg denken und fragte mich, was die Zukunft bringen würde.

Wir waren schon eine Ewigkeit in der Kammer, als Lancelot zufrieden feststellte: »Alles klappt wie vorhergesehen. Bei einer Masse von fünfundsiebzig Kilogramm verschwindet das Versuchsobjekt spätestens in zehn Minuten. Meine Analyse der Zeitkräfte ist tatsächlich meisterhaft gelungen.« Er bedachte mich mit einem Lächeln, das ich mir jedoch mit seiner Leiche teilen mußte.

Mir fiel auf, daß sein weißer Kittel, den er seit drei Tagen trug, auffällig zerknittert war. Lancelot schien meinen Blick bemerkt zu haben, denn er sagte plötzlich: »Ah, richtig, ich muß noch die Gummischürze anlegen.

Mein zweites Ich hat sie getragen, als es erschien.«

»Und wenn du das vergessen hättest?« fragte ich tonlos.

»Ich wäre irgendwie daran erinnert worden«, versicherte er mir. Er warf mir einen nachdenklichen Blick zu. »Glaubst du noch immer, daß irgend etwas schiefgehen muß?«

»Ich weiß nicht«, murmelte ich.

»Glaubst du, daß die Leiche nicht verschwinden wird - oder daß ich statt dessen verschwinden werde?« Als ich keine Antwort gab, fuhr er lauter fort: »Kannst du nicht begreifen, daß ich endlich nicht mehr vom Pech verfolgt werde? Merkst du nicht, daß bisher alles ohne zu stocken genau nach Plan verlaufen ist? Und dann bin ich der größte Wissenschaftler aller Zeiten!« Er wurde etwas ruhiger. »Komm, setz Wasser für Kaffee auf«, verlangte er. »Damit können wir feiern, wenn mein Doppelgänger uns verläßt, so daß ich ins Leben zurückkehren

kann. Ich habe seit Tagen keinen Kaffee mehr getrunken.«

Im Labor stand nur ein Glas Pulverkaffee, aber nach dreitägiger Enthaltsamkeit würde auch das genügen. Ich versuchte den Schalter der Heizplatte mit vor Kälte steifen Fingern zu drehen, bis Lancelot mich zur Seite stieß und das Wasser selbst aufsetzte.

»Es dauert einige Zeit«, sagte er und stellte die Platte auf drei. Er warf einen Blick auf seine Uhr und studierte dann wieder die Instrumente an der Wand.

»Bevor das Wasser kocht, ist alles vorbei«, versicherte er mir. »Komm her, sonst siehst du nichts.« Er trat näher an den Sarg mit seiner Leiche heran. Ich zögerte noch. »Komm!« forderte er mich energisch auf. Ich kam gehorsam.

Er betrachtete seine Leiche mit zufriedenem Gesicht und wartete ungeduldig. Wir starrten beide die Leiche an.

Dann zischte es wieder, und Lancelot rief: »Nur zwei Minuten früher als erwartet.«

Die Leiche war spurlos verschwunden.

Der offene Sarg enthielt die Kleidungsstücke, die Lancelots Doppelgänger getragen hatte. Seine Kleidung war wirklich und blieb deshalb in der Wirklichkeit zurück. Die Unterwäsche steckte unter Hemd und Hose; über dem Hemd lag die Krawatte; Krawatte und Hemd lagen unter der Jacke. In den Schuhen steckten noch die Socken. Die Leiche war verschwunden. Ich hörte Wasser sieden.

»Kaffee«, sagte Lancelot. »Zuerst eine Tasse Kaffe, dann rufen wir die Polizei und die Presse an.«

Ich machte zwei Tassen Kaffee fertig. In Lancelots Tasse befand sich ein gestrichener Löffel Zucker - nicht weniger und nicht mehr. Obwohl es unter diesen Umständen bestimmt keine Rolle spielte - Lancelot würde kaum darauf achten -, war die Gewohnheit stärker.

Ich schlürfte meinen Kaffee, den ich wie immer ohne Milch und Zucker trank. Er wärmte mich fast augenblicklich.

Lancelot rührte seinen Kaffee um. »Endlich«, sagte er leise, »endlich bin ich am Ziel.« Er lächelte triumphierend, setzte die Tasse an seine Lippen und nahm einen großen Schluck. Das waren seine letzten Worte.

Als nun alles vorüber war, begann ich fieberhaft zu arbeiten. Ich brachte es irgendwie fertig, Lancelot die Kleidungsstücke aus dem Sarg anzuziehen. Ich schaffte es sogar, ihn in den Sarg zu heben und darin auszustrecken. Ich faltete ihm die Hände über der Brust.

Dann wusch ich beide Kaffeetassen und die Zuckerdose sorgfältig aus. Ich spülte sie immer wieder ab, bis das Zyankali, das ich statt Zucker benützt hatte, aufgelöst und davongeschwemmt worden war. Ich trug seinen Laborkittel und die übrigen Kleidungsstücke zu dem Schrank, in dem die Kleidung seines Doppelgängers gehangen hatte.

Der zweite Satz Kleidungsstücke war verschwunden, und ich hängte den ersten an die gleiche Stelle. Dann wartete ich.

Gegen Abend, als ich wußte, daß die Leiche kalt genug war, rief ich das Bestattungsunternehmen an. Warum sollten die Angestellten sich wundern?

Sie erwarteten eine Leiche und fanden eine Leiche. Die gleiche Leiche. Tatsächlich die gleiche Leiche. Sie enthielt sogar Zyankali, das die erste Leiche nur scheinbar enthalten hatte.

Ich nahm an, daß der Unterschied zwischen einer zwölf Stunden alten und einer dreieinhalb Tage alten Leiche, die im Kühlraum gelegen hatte, festzustellen sein mußte - aber wer würde schon darauf achten? Niemand achtete darauf. Die beiden Männer verschlossen den Sarg und transportierten ihn ab. Ich hatte den perfekten Mord begangen. Ich fragte mich allerdings, ob es wirklich ein Mord war, denn Lancelot war bereits für tot erklärt worden, als ich ihn vergiftete. Ich habe selbstverständlich nicht die Absicht, einen Rechtsanwalt danach zu fragen. Ich lebe jetzt glücklich und zufrieden. Ich habe genügend Geld. Ich gehe oft ins Theater. Ich bin mit Freunden zusammen.

Und ich lebe ohne Gewissensbisse. Lancelot wird natürlich nie als Erfinder einer Zeitmaschine berühmt werden. Wenn das Problem der Zeitreise eines Tages gelöst wird, bleibt der Name Lancelot Stebbins weiterhin unbekannt. Aber ich habe ihm gleich gesagt, daß er keinen Erfolg haben würde. Hätte ich ihn nicht ermordet, wäre sein Plan auf andere Weise fehlgeschlagen -und dann hätte er mich umgebracht. Nein, ich lebe ohne Gewissensbisse.

Ich habe Lancelot sogar alles verziehen, alles bis auf die Sekunde, in der er mich angespuckt hat. Deshalb ist es eine Ironie des Schicksals, daß dieser Mann eine Chance hatte, die nur er zu würdigen wußte. Obwohl er mich damals beschimpft und angespuckt hatte, brachte Lancelot es fertig, seinen eigenen Nachruf zu lesen.

9. Die Nova

Arthur Trent hörte sie ganz deutlich. Die erregten Worte schössen förmlich aus dem Lautsprecher seines Empfängers.

»Trent! Sie können nicht fliehen. Wir kreuzen Ihren Kurs in zwei Stunden. Jeder Widerstand wird mit Waffengewalt gebrochen!« Trent lächelte und gab keine Antwort. Er hatte keine Waffen, aber er brauchte nicht zu kämpfen. In weniger als zwei Stunden würde sein Schiff zum Sprung durch den Hyperraum ansetzen und dann würde ihn niemand mehr finden. Er hatte fast ein Kilogramm Krillium bei sich, das für die Konstruktion der Gehirnwindungen von Tausenden von Robotern genügte und auf jedem Planeten der Galaxis zehn Millionen Credits wert war, ohne daß er die Herkunft zu erklären brauchte.

Der alte Brennmeyer hatte alles geplant. Er hatte mehr als vierzig Jahre darüber nachgedacht. Das war sein Lebenswerk.

»Es handelt sich um die Flucht nach der Tat«, hatte er gesagt. »Deshalb brauche ich Sie, junger Mann. Sie können ein Raumschiff steuern; ich kann es nicht.«

»Eine Flucht ins All ist zwecklos, Mister Brennmeyer«, sagte Trent. »Dort erwischen sie uns in einem halben Tag.«

»Nein«, antwortete Brennmeyer grinsend, »nicht wenn wir den Sprung machen. Nicht wenn wir durch den Hyperraum fliegen und erst einige Lichtjahre weiter auftauchen.«

»Die Vorbereitungen zum Sprung dauern einen halben Tag, und selbst wenn wir dazu Zeit hätten, würde die Polizei alle Sternensysteme alarmieren.« »Nein, Trent, nein.« Der Alte legte ihm eine Hand auf den Arm. »Nicht alle Sternensysteme; nur das Dutzend in unserer Nähe. Die Galaxis ist groß, und die Kolonisten der letzten fünfzigtausend Jahre haben kaum noch Verbindung zueinander.«

Er sprach aufgeregt weiter und rief Trent die Tatsachen ins Gedächtnis zurück. Die Galaxis erinnerte jetzt an die Oberfläche des Heimatplaneten der Menschheit - Erde, wie er früher genannt wurde - in prähistorischer Zeit. Die Menschen hatten alle Kontinente besiedelt, aber jede Gruppe kannte nur ihre unmittelbare Umgebung.

»Wenn wir irgendeine Sprungeinstellung wählen«, sagte Brennmeyer, »tauchen wir irgendwo aus dem Hyperraum auf vielleicht sogar fünfzigtausend Lichtjahre entfernt. Und die Polizei hat keine Chance, uns zu finden, denn wir sind nicht mehr als ein Kieselstein in einem Meteoritenschwarm.«

Trent schüttelte den Kopf. »Aber wir finden uns ebenfalls nicht zurecht. Wir wüßten nicht einmal, wo der nächste bewohnte Planet liegt.« Brennmeyer sah sich mißtrauisch um. Sie waren allein, aber er

senkte seine Stimme trotzdem zu einem Flüstern. »Ich habe dreißig Jahre lang Informationen über sämtliche bewohnbaren Planeten der Galaxis gesammelt. Ich habe unzählige alte Berichte ausgewertet. Ich bin Tausende von Lichtjahren weit gereist, weiter als jeder Raumpilot. Und die Koordinaten jedes bewohnbaren Planeten sind jetzt im Informationsspeicher des besten Computers der Welt gesammelt.« Trent zog die Augenbrauen hoch.

»Ich konstruiere Computer, und ich habe selbstverständlich das beste Material zur Verfügung«, fuhr Brennmeyer fort. »Ich habe dem Computer außerdem die Position jedes leuchtenden Sterns der Galaxis, aller Sterne der Spektraltypen F, B und A sowie der Größenklassen eins bis drei eingegeben. Sobald wir den Sprung gemacht haben, sucht der Computer den Himmel ab und vergleicht das aufgenommene Bild mit einer Karte der Galaxis. Sobald er eine Übereinstimmung festgestellt hat, was früher oder später der Fall sein muß, errechnet er die Positionen unseres Schiffes und steuert automatisch den nächsten bewohnten Planeten an.«

»Klingt reichlich kompliziert«, warf Trent mißtrauisch ein.

»Aber es klappt bestimmt«, versicherte ihm der Alte. »Hören Sie, ich kann vielleicht noch zehn Jahre als Millionär leben. Aber Sie sind jung; Sie können länger Millionär sein.«

»Wer irgendwohin springt, kann in einem Stern landen«, sagte Trent. »Die Aussichten dafür stehen eins zu hundert Billionen, Trent. Wir könnten auch so weit von leuchtenden Sternen entfernt sein, daß der Computer keine Entsprechung findet. Wir könnten nur zwei oder drei Lichtjahre weit springen und die Polizei weiterhin auf den Fersen haben. Aber die Chancen dafür sind noch geringer. Wenn Sie sich Sorgen machen wollen, denken Sie lieber daran, daß ich beim Start an einem Herzschlag sterben könnte. Die Aussichten dafür sind wesentlich größer.«

»Richtig, Mister Brennmeyer«, stimmte Trent zu. »Sie sind älter als ich.« Der Alte zuckte mit den Schultern. »Das spielt keine Rolle. Der Computer tut alles automatisch.«

Trent nickte und erinnerte sich daran. Als das Schiff wenig später startbereit stand und Brennmeyer mit dem Krillium in seiner Aktentasche um Mitternacht erschien - er hatte das Krillium dank seiner Vertrauensstellung beschaffen können -, nahm Trent ihm die Tasche mit der linken Hand ab, während seine Rechte sich rasch und sicher bewegte. Er hatte das Messer neben der Leiche zurückgelassen, ohne sich um die Fingerabdrücke zu kümmern. Welche Rolle spielte das schon? Sie würden ihn nie erwischen. Nun wurde er verfolgt, aber der Sprung stand unmittelbar bevor. Jeder erfahrene Pilot kannte das seltsame Gefühl beim Durchgang durch den Hyperraum, bis das Schiff in einem anderen Teil der Galaxis wieder auftauchte. Jetzt war es

soweit...

Trent lächelte zufrieden. Er lebte noch. Kein Stern war zu nahe, aber Tausende von Sternen waren nahe genug. Er hatte einen großen Sprung gemacht, denn er kannte keins der Sternbilder. Aber der Computer war bereits damit beschäftigt, die vielen Lichtpunkte mit seiner Karte zu vergleichen. Es würde nicht lange dauern.

Trent lehnte sich zurück und beobachtete die vielen Sterne, während das Schiff langsam rotierte. Ein heller Stern kam in Sicht, ein außergewöhnlich heller Stern. Der Computer würde davon ausgehen und die nähere Umgebung mit seinen Informationen vergleichen. Wieder der Gedanke: Es konnte nicht mehr lange dauern.

Aber Trent hatte sich geirrt. Minuten vergingen und wurden zu einer Stunde. Der Computer summte weiter, und die vielen Lämpchen blinkten.

Trent runzelte die Stirn. Warum hatte der Computer noch keine Übereinstimmung festgestellt? Er besaß doch genügend Informationen! Brennmeyer hatte ihm das Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit gezeigt; er hatte bestimmt keinen Stern ausgelassen oder an falscher Stelle registriert. Natürlich wurden Sterne geboren, bewegten sich durchs All und starben, aber derartige Veränderungen dauerten unvorstellbar lange. Selbst in einer Million Jahren konnte die Veränderung nicht...

Trent erschrak plötzlich. Nein! Das war unmöglich! Die Chancen dafür waren geringer als für eine Landung im Inneren eines Sterns. Er wartete, bis der helle Lichtpunkt wieder sichtbar wurde, und stellte dann mit zitternden Händen sein Teleskop ein. Bei höchster Vergrößerung war um den hellen Mittelpunkt deutlich die in Bewegung geratene Gaswolke zu sehen, die alles über die Eigenschaften dieses Sterns aussagte. Eine Nova!

Der Stern hatte sich vielleicht erst in den letzten vier Wochen aus einem schwachleuchtenden Zwerg in einen weißglühenden Riesen verwandelt. Zuvor war er unbedeutend genug gewesen, um völlig ignoriert zu werden, aber jetzt mußte er jedenfalls berücksichtigt werden. Aber die Nova, die im Weltraum existierte, war nicht im Informationsspeicher des Computers registriert, weil Brennmeyer sie der Maschine nicht eingegeben hatte. Die Nova war noch kein heller Stern gewesen, als Brennmeyer seine Informationen zusammengetragen hatte. »Die Nova ist unwichtig!« brüllte Trent. »Sie geht dich nichts an!« Aber er sprach mit einer automatisch funktionierenden Maschine, die diesen hellen Lichtpunkt mit ihren Informationen vergleichen, ihn nicht finden und trotzdem weitersuchen würde, bis ihr Energievorrat erschöpft war. Der Sauerstoffvorrat würde früher erschöpft sein. Trent würde eher an Altersschwäche sterben.

Er hockte hilflos in seinem Sessel, beobachtete die Sterne, während das Schiff langsam rotierte, und begann auf den Tod zu warten. Hätte er nur das Messer behalten...

10. Energie aus dem Nichts

James Priss - eigentlich Professor James Priss, obwohl ihn jeder auch ohne Titel kennt - sprach stets langsam.

Ich muß es wissen. Ich habe ihn oft genug interviewt. Er hatte den genialsten Verstand seit Einstein, aber dieser Verstand arbeitete nicht schnell, was er selbst zugab. Vielleicht dachte er nur deshalb langsam, weil sein Verstand so gewaltig war.

Priss sprach langsam, machte lange Pausen, um wieder nachzudenken, und fuhr erst dann fort. Er war nicht imstande, selbst über unwichtige Dinge klar und flüssig zu sprechen, weil sein Unterbewußtsein ständig nach Verbesserungsmöglichkeiten suchte. Stellt man sich dazu noch ein blasses, ziemlich ausdrucksloses Gesicht, sorgfältig gescheitelte graue Haare und konservativ geschnittene Anzüge vor, hat man Professor James Priss vor sich, einen zurückgezogen lebenden Mann ohne persönlichen Charme und ohne großen Ehrgeiz im Leben.

Deswegen bin ich auch der einzige Mensch auf der Welt, der ihn im Verdacht hat, ein Mörder zu sein. Und selbst ich bin mir meiner Sache nicht hundertprozentig sicher. Schließlich dachte er ausgesprochen langsam; er dachte immer langsam. Ist es also vorstellbar, daß er im entscheidenden Augenblick schnell gedacht und ebenso schnell gehandelt haben soll? Aber das spielt keine Rolle mehr. Selbst wenn er den Mord begangen hat, ist er nie verdächtigt worden. Der Fall liegt schon lange zurück, daß es zwecklos wäre, ihn wieder aufrollen zu wollen, und ich hätte bestimmt keinen Erfolg damit, auch wenn ich diese privaten Aufzeichnungen veröffentlichen würde.

Edward Bloom war Student im gleichen Semester wie Priss gewesen und blieb über dreißig Jahre lang beruflich mit ihm verbunden. Die beiden Männer waren gleichaltrig und lebten als Junggesellen; in jeder anderen Beziehung waren sie jedoch so gegensätzlich wie überhaupt möglich. Bloom erinnerte an ein lebendes Feuerwerk: farbig, groß, breit, laut, aufdringlich und selbstbewußt. Und er besaß einen erstaunlichen Verstand, der unter allen Umständen sofort das Wesentliche der Dinge erfaßte. Er war kein Theoretiker wie Priss; Bloom fehlte die nötige Geduld und die Fähigkeit, sich auf einen abstrakten Gedanken zu konzentrieren. Er war sich darüber im klaren; er gab sogar damit an.

Aber er war imstande, sofort die Anwendungsmöglichkeiten einer Theorie zu erfassen und zu erkennen, wie sie praktisch genutzt werden konnte. In dem kalten Marmorblock abstrakter Überlegungen sah er auf den ersten Blick die verborgenen Umrisse einer erstaunlichen Neuentwicklung. Der Marmorblock zerfiel unter seiner Hand und gab

diese Entdeckung preis. Es war allgemein bekannt, daß Blooms Erfindungen ausnahmslos funktionierten oder patentiert waren oder hohe Gewinne einbrachten. Mit fünfundvierzig Jahren war Bloom einer der reichsten Männer der Welt. Aber Bloom, der Techniker, war bei seiner Arbeit auf Priss, den Theoretiker, angewiesen. Blooms größte Erfindungen beruhten auf Priss' größten Gedanken, und je reicher Bloom wurde, desto mehr wurde Priss von seinen Kollegen respektiert.

Und als Priss die Zweifeldertheorie entwickelte, war es nur logisch, daß Bloom sofort damit beginnen würde, ein Gerät zur Erzeugung von AntiSchwerkraft zu konstruieren.

Meine Aufgabe war es, für die Tele-News Press einen menschlich interessanten Artikel über die Zweifeldertheorie zu schreiben, und ich interviewte deshalb Professor Priss, was nicht einfach war. Ich fragte natürlich nach den Möglichkeiten der Anti-Schwerkraft, die jeden interessierten, anstatt nach der Zweifeldertheorie, die niemand verstand. »Anti-Schwerkraft?« Priss runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht sicher, ob sie überhaupt jemals möglich ist. Ich habe... äh... noch nicht feststellen können, ob meine Gleichungen in diesem speziellen Fall zutreffen und...« Dann starrte er nachdenklich aus dem Fenster. »Bloom hält ein Gerät dieser Art für möglich«, warf ich ein. Priss nickte langsam. »Richtig, aber ich weiß nicht recht. Ed Bloom hat bisher immer Erfolg gehabt. Er besitzt ein ungewöhnliches Talent. Es hat ihn jedenfalls reich gemacht.«

Wir saßen im Appartement des Professors. Ich sah mich unauffällig um. Priss war jedenfalls nicht reich.

Er muß meinen Blick doch bemerkt haben. Und ich glaube, daß er ähnlich dachte, denn er sagte entschuldigend: »Geld ist für uns Wissenschaftler kaum erreichbar und eigentlich auch nicht erstrebenswert.« Vielleicht hat er recht, dachte ich. Priss war auf andere Weise entschädigt worden. Er hatte zwei Nobelpreise verliehen bekommen und war der erste Mensch, der sie nicht mit anderen hatte teilen müssen. Darüber kann man sich nicht beschweren. Und er war zwar nicht reich, aber auch nicht gerade arm.

Trotzdem schien er unzufrieden zu sein. Vielleicht ärgerte er sich nicht allein über Blooms Reichtum; vielleicht ärgerte er sich darüber, daß Bloom weltberühmt war, während er nur in wissenschaftlichen Kreisen Anerkennung fand.

Ich weiß nicht, wie sehr Priss mir diese Überlegungen ansah, aber er fuhr fort: »Wir sind gute Freunde, wissen Sie. Wir spielen oft Billard miteinander. Ich schlage ihn jedesmal.«

Ich nickte schweigend und nahm mir vor, Bloom gelegentlich danach zu fragen. Später konnte ich mich selbst davon überzeugen, daß beide meisterhafte Billardspieler waren.

»Halten Sie die Konstruktion eines Geräts zur Erzeugung von AntiSchwerkraft für möglich?« erkundigte ich mich.

»Hmmm, das muß erst überlegt werden, junger Mann«, sagte Priss mit gerunzelter Stirn. »Was verstehen wir unter Anti-Schwerkraft? Unsere Auffassung basiert auf Einsteins Allgemeiner Relativitätstheorie, die selbst nach hundertfünfzig Jahren nicht erschüttert ist. Wir können uns das Universum als eine nachgiebige Gummiplatte vorstellen, auf der jede Masse, die ja ein bestimmtes Gewicht besitzt, eine Vertiefung hinterläßt. Je größer die Masse, desto größer die Vertiefung.

Im tatsächlichen Universum existieren alle möglichen Massen, deshalb müssen wir uns zahlreiche Vertiefungen in unserem Gummi vorstellen. Jeder Gegenstand, der über die Platte rollt, würde von einer Vertiefung in die nächste fallen und dabei seine Richtung ändern. Käme er ihrem Mittelpunkt zu nahe, ohne selbst genügend Masse zu besitzen, würde er bei fehlender Reibung in dieser Vertiefung kreisen. Mit anderen Worten: wo Isaac Newton eine Kraft sieht, spricht Albert Einstein von einer geometrischen Ablenkung.

Sobald wir eine Anti-Schwerkraft erzeugen wollen, versuchen wir die Geometrie des Universums zu ändern - wir versuchen sozusagen die Vertiefungen unserer Gummiplatte zu beseitigen. Man könnte sich vorstellen, daß die betreffende Masse einfach hochgehoben wird und deshalb keine Vertiefung mehr erzeugen kann. Wenn wir die Gummiplatte auf diese Weise begradigen, erzeugen wir ein Universum - oder zumindest einen Teil des Universums -, in dem es keine Schwerkraft gibt. Ein rollender Körper würde diese Masse, die keine Vertiefung mehr erzeugt, ohne die geringste Richtungsänderung passieren, und wir könnten daraus den Schluß ziehen, die Masse übe keine Anziehungskraft mehr aus. Um das zu erreichen, braucht man allerdings eine Masse, die der ursprünglichen entspricht. Wollte man also auf der Erde eine gleichschwere Masse hochstemmen, um es bildlich auszudrücken.« »Aber Ihre Zweifeldertheorie...«, unterbach ich ihn.

»Ganz recht, junger Mann. Die Allgemeine Relativitätstheorie erklärt Schwerefelder und Magnetfelder in verschiedenen Gleichungen. Einstein hat sein halbes Leben damit verbracht, nach einer Formel zu suchen, die beide Erscheinungsformen vereinen würde - aber er ist gescheitert, und seine Nachfolger waren nicht glücklicher. Ich bin jedoch von der Voraussetzung ausgegangen, daß die beiden Felder unvereinbar sind, und habe die Konsequenzen daraus gezogen, die sich teilweise mit unserer >Gummiplatte< erklären lassen.«

Das war mir völlig neu, und ich beugte mich aufmerksam vor. »Weiter, bitte«, forderte ich Priss auf.

»Nehmen wir einmal an, wir wollten nicht die Masse hochheben, die eine Vertiefung erzeugt, sondern statt dessen die Platte verstärken, damit sie unnachgiebiger wird. Sie würde sich zusammenziehen - zumindest solange es sich um kleine Flächen handelt - und flacher werden. Schwerkraft und Masse würden gleichzeitig abnehmen, denn beide sind im Grunde genommen das gleiche Phänomen. Könnten wir die Gummiplatte völlig flach machen, würden Schwerkraft und Masse ebenfalls vollständig verschwinden.

Unter gewissen Umständen wäre es vorstellbar, daß das elektromagnetische Feld dazu benützt wird, die Wirkung des Schwerefeldes aufzuheben und das eingedrückte Material des Universums weiter zu verstärken. Das elektromagnetische Feld ist sehr viel stärker als das Schwerefeld, deshalb könnte es für diesen Zweck Verwendung finden.«

»Sie haben von >gewissen Umständen< gesprochen, Professor«, warf ich unsicher ein. »Lassen diese Umstände sich irgendwie herbeiführen?« »Das weiß ich eben noch nicht«, antwortete Priss langsam. »Wäre das Universum eine Gummiplatte, müßte seine Steifheit einen unendlichen Wert erreichen, bevor keine Eindrücke mehr möglich sind. Übertragen wir diese Annahme auf das wirkliche Universum, wäre ein unendlich starkes elektromagnetisches Feld erforderlich, was wiederum bedeuten würde, daß die Anti-Schwerkraft sich nicht verwirklichen läßt.« »Aber Bloom sagt...«

»Ja, ich kann mir vorstellen, daß Bloom der Meinung ist, eine bestimmte Feldstärke müßte bei richtiger Anwendung genügen.« Priss lächelte kurz. »Er ist zwar ein kluger Kopf, aber trotzdem noch lange nicht unfehlbar. Die theoretischen Grundlagen sind ihm ziemlich fremd. Er... er hat sein Studium nicht einmal abgeschlossen, wußten Sie das?«

Ich wollte schon nicken, denn diese Tatsache war schließlich allgemein bekannt. Aber Priss sah mich so erwartungsvoll an, daß ich ihm den Gefallen tat, erstaunt den Kopf zu schütteln.

»Würden Sie also sagen, Professor Priss«, drängte ich, »daß Bloom vielleicht unrecht hat und daß die Anti-Schwerkraft nicht zu verwirklichen ist?«

Daraufhin nickte Priss und antwortete: »Das Schwerefeld läßt sich selbstverständlich schwächen, aber wenn wir unter Anti-Schwerkraft ein echtes Null-g-Feld verstehen - keinerlei Schwerkraft in einem bestimmten Raumvolumen -, ist sie meiner Meinung nach trotz Blooms Versicherung höchstwahrscheinlich nicht zu erreichen.« Mehr hatte ich gar nicht hören wollen.

Ich drang erst drei Monate später bis zu Bloom vor, und als er mich endlich empfing, war er in schlechter Laune.

Er hatte sich natürlich geärgert, als wir veröffentlichten, was Priss

mir erzählt hatte. Er gab bekannt, daß er Priss zur ersten Vorführung seiner Erfindung einladen werde, sobald sie fertiggestellt sei, und Priss könne dann seine Theorie der Wirklichkeit anpassen, was ihm ohne Zweifel meisterhaft gelingen werde.

Trotz allem spielten die beiden weiter Billard miteinander, und ihre Begegnungen in der Öffentlichkeit verliefen durchaus freundschaftlich. Blooms Fortschritte waren an ihrer Haltung gegenüber Reportern zu erkennen: Bloom war mürrisch und sogar unfreundlich; Priss war von Tag zu Tag in besserer Stimmung.

Als ich nach zahlreichen Vorstößen endlich Gelegenheit erhielt, Bloom zu interviewen, dachte ich schon, er habe endlich Erfolg gehabt. Ich überlegte mir sogar, was ich schreiben würde, falls er mir diesen Erfolg zuerst mitteilte.

Aber meine Erwartungen wurden enttäuscht. Ich sollte ihn im Bürogebäude der Bloom Enterprises außerhalb von New York treffen. Sein Forschungsinstitut lag inmitten eines weitläufigen Parks in einsamer Lage auf einem Hügel. Selbst Edison war auf dem Höhepunkt seiner Karriere nie so erfolgreich wie Bloom gewesen. Aber Bloom war schlechter Laune. Er kam zehn Minuten zu spät, nickte seiner Sekretärin wortlos zu und begrüßte mich kaum. Er ließ sich in einen Sessel fallen und sagte: »Tut mir leid, daß ich Sie habe warten lassen, aber ich bin sehr beschäftigt.« Bloom wußte genau, daß es ungeschickt war, die Presse zu verärgern, aber ich merkte, daß er sich jetzt nur mit Mühe an dieses Prinzip hielt.

»Ich habe gehört, daß Ihre letzten Versuche erfolglos waren, Sir«, begann ich.

»Wer hat Ihnen das gesagt?«

»Nun, das ist allgemein bekannt, Mister Bloom.«

»Nein, sagen Sie das nicht, junger Mann. Was in meinem Institut vorgeht, ist nie allgemein bekannt. Das hat Priss behauptet, was?« »Nein, ich... «

»Sind Sie nicht überhaupt der Reporter, dem er erzählt hat, ein Gerät zur Erzeugung von Anti-Schwerkraft sei unmöglich?« »Er hat es nie in dieser Form gesagt.«

»Er drückt sich nie deutlich aus, aber das war klar genug«, meinte Bloom heftig. »Ich sage Ihnen, er wird sich noch wundern!«

»Heißt das, daß Sie in letzter Zeit Fortschritte gemacht haben, Mister Bloom?«

»Das wissen Sie selbst«, antwortete er. »Oder Sie müßten es wissen. Waren Sie letzte Woche nicht bei der Vorführung?« »Doch, ich war dort.«

Bloom hatte offensichtlich Schwierigkeiten, denn sonst hätte er diese Demonstration nicht erwähnt. Sie hatte geklappt, aber der Erfolg war keineswegs sensationell. Zwischen den Polen eines Magneten

wurde eine Zone verringerter Schwerkraft erzeugt, und eine Mößbauer-Effekt-Waage zeigt diese Verminderung an. Die M-E-Waage besteht im Prinzip aus einem gebündelten, monochromatischen Gammastrahl, der durch diese Zone geschickt wird und dabei seine Wellenlänge meßbar verändert.

Niemand konnte bezweifeln, daß Bloom die Schwerkraft verringert hatte - aber das hatten schon andere vor ihm erreicht. Bloom war es nur gelungen, den Wirkungsgrad des Verfahrens erheblich zu verbessern.

»Sie haben 0,82 g erreicht«, gab ich zu, »aber soviel ich weiß, ist letztes Jahr in Brasilien ein niedrigerer Wert erreicht worden.«

»Hmmm, glauben Sie? Sie müssen auch den Energieaufwand vergleichen, junger Mann, um zu sehen, wie erfolgreich mein Versuch war.«

»Aber der springende Punkt ist doch die Frage, ob Sie null g erreichen können«, wandte ich ein. »Professor Priss hält das für unmöglich, und alle Autoritäten sind sich darüber einig, daß die bloße Verringerung eine große Leistung darstellt.«

Bloom ballte die Fäuste. Ich hatte den Eindruck, an diesem Tag sei ein wichtiges Experiment fehlgeschlagen und habe seine Geduld auf eine harte Probe gestellt. Bloom ließ sich nicht gern vom Universum behindern. »Theoretiker widern mich an«, sagte er mit leiser Stimme, und ich hatte den Eindruck, er wolle sich endlich aussprechen, ohne auf die möglichen Konsequenzen Rücksicht zu nehmen. »Priss hat für seine kümmerlichen Berechnungen zwei Nobelpreise bekommen, aber was hat er damit angefangen? Nichts! Ich habe etwas mit seinen Berechnungen angefangen, und ich werde es auch weiterhin tun, selbst wenn es Priss nicht gefällt. Ich bin derjenige, an den die Leute sich später erinnern werden. Ich bin der Mann, der den finanziellen Erfolg hat. Meinetwegen kann er seinen Titel, seine Preise und die Anerkennung seiner Kollegen für sich behalten. Hören Sie, ich weiß, woran er leidet - er ist eifersüchtig. Er beneidet mich um den Erfolg, den ich habe, weil ich etwas tue. Er bildet sich ein, er habe ebenfalls ein Anrecht darauf, nur weil er denkt.

Ich habe ihm einmal erklärt - wir spielen oft Billard miteinander, wissen Sie -, er könne...«

An dieser Stelle erwähnte ich, was Priss zu diesem Thema gesagt hatte, und hörte mir Blooms Antwort an. Aber das war nicht weiter wichtig. »Wir spielen Billard«, fuhr Bloom fort, als er sich wieder beruhigt hatte, »und ich gewinne fast so oft wie er. Wir verkehren freundschaftlich miteinander; schließlich haben wir gemeinsam studiert und so weiter. Ich weiß allerdings nicht, wie er je promoviert hat, denn außer den Naturwissenschaften war er eine völlige Niete.«

»Sie haben Ihr Studium nicht abgeschlossen, Mister Bloom?«

fragte ich boshaft.

»Ich habe damit aufgehört, um meine Firma zu gründen«, erklärte er mir irritiert. »Als Priss endlich fertig war, hatte ich bereits die erste Million verdient.«

Er machte eine ungeduldige Handbewegung. »Wir haben Billard gespielt,-und ich habe zu ihm gesagt: >Jim, der kleine Mann auf der Straße wird nie begreifen, weshalb Sie den Nobelpreis bekommen, obwohl ich Ihre Theorien erst verwirkliche. Wozu brauchen Sie zwei? Geben Sie mir einen ab!< Er stand dort, rieb seinen Stock mit Kreide ein und antwortete leise: >Sie haben zwei Milliarden, Ed. Geben Sie mir eine ab.< Sie sehen also, daß er nur hinter dem Geld her ist.«

»Es stört Sie also nicht, wenn er die Ehrungen einheimst?« fragte ich. Zunächst schien er mich hinauswerfen zu wollen, aber dann tat er es doch nicht. Statt dessen lachte er nur und bewegte die rechte Hand, als wische er eine unsichtbare Tafel ab. »Schon gut, lassen wir das«, sagte er dabei. »Vergessen Sie einfach, was Sie gehört haben. Sie möchten wissen, was ich von dem ganzen Problem halte? Okay, das ist schnell gesagt.« Er holte tief Luft und fuhr fort: »Heute ist nicht alles nach Wunsch gegangen, und ich habe etwas die Geduld verloren, aber das gibt sich wieder. Ich glaube, daß ich den Fehler entdeckt habe. Und falls ich mich irre, merke ich es schon früh genug.

Hören Sie, Sie können schreiben, daß ich der Meinung bin, daß wir keine unendlich große Feldstärke brauchen, daß wir die Gummiplatte völlig eben machen können und daß wir eines Tages die Anti-Schwerkraft verwirklichen werden. Und sobald wir dieses Ziel erreicht haben, lade ich die Presse und Priss zu einer Sondervorführung ein - Sie natürlich auch. Und Sie können schreiben, daß es nicht mehr lange dauern wird. Okay?« Bis zu diesem Tag begegnete ich beiden Männern nur noch einmal gemeinsam und sah sie Billard spielen. Beide spielten meisterhaft - aber nicht wie alte Freunde, sondern wie erbitterte Gegner, die sich leidenschaftlich hassen.

Die Einladung zu Blooms Vorführung kam später als erwartet. Ich mußte zehneinhalb Monate lang darauf warten. Andererseits wäre es allzu optimistisch gewesen, schon früher mit diesem Erfolg zu rechnen. Ich erhielt eine vornehm gedruckte Stahlstichkarte, auf der ich nicht zur Vorführung, sondern auch zu einem Empfang eingeladen wurde, bei dem Erfrischungen gereicht werden sollten. Bloom hatte Erfahrung im Umgang mit Reportern und wollte auf diese Weise dafür sorgen, daß alle Beteiligten glücklich und zufrieden die Demonstration erlebten. Er hatte auch das Fernsehen eingeladen. Offenbar war er von seinem Erfolg überzeugt, denn sonst hätte er nicht darauf bestanden, die Vorführung in jedes Wohnzimmer der Erde übertragen zu lassen.

Ich rief Professor Priss an, um ihn zu fragen, ob er eine Einladung

erhalten habe. Er hatte sie bekommen.

»Werden Sie kommen, Sir?«

Priss antwortete nicht gleich. Auf dem Bildschirm sah ich, daß er die Stirn runzelte. »Eine Vorführung dieser Art hat nichts mit ernsthafter wissenschaftlicher Arbeit zu tun«, meinte er dann. »Ich weiß nicht recht, ob ich dergleichen Dinge unterstützen soll.«

Ich befürchtete schon, er werde sich entschuldigen lassen, was den Wert der Demonstration erheblich gemindert hätte. Aber vielleicht erkannte er auch, daß er sich in den Augen der Weltöffentlichkeit keine Blöße geben durfte. Deshalb sagte er widerwillig: »Aber Ed Bloom ist natürlich kein Wissenschaftler und muß Reklame für sich machen. Gut, ich sehe mir die Vorführung an.«

»Glauben Sie, daß Mister Bloom null g erzeugen kann, Sir?« »Hmmm... Mister Bloom hat mir den Konstruktionsplan seines Geräts zugeschickt, aber ich... ich bin mir nicht ganz sicher, ob es auch wie angegeben arbeitet. Vielleicht schafft er es, wenn er... äh... wenn er es sagt. Aber ich möchte es natürlich selbst sehen.« Ich und viele andere ebenfalls.

Die Aufmachung war eindrucksvoll. Ein ganzes Stockwerk des Hauptgebäudes der Firma Bloom Enterprises inmitten des großen Parks auf dem Hügel war für diesen Zweck frei gemacht worden. Es gab ausgezeichnete Cocktails, erstklassige Horsd'oeuvres, leise Musik, dezente Beleuchtung und hübsche Mädchen, die Tablette herumtrugen. Edward Bloom spielte den vollendeten Gastgeber und strahlte Wohlwollen und überraschendes Selbstvertrauen aus.

James Priss hatte sich verspätet, und mir fiel auf, daß Bloom immer wieder den Raum nach ihm absuchte und unzufrieden den Kopf schüttelte. Dann erschien der Professor schließlich doch. Bloom sah ihn und strahlte; er eilte auf ihn zu, schüttelte ihm die Hand und zog ihn mit sich zur Bar. »Jim! Freut mich, daß Sie gekommen sind! Was darf's sein? Menschenskind, ich hätte die Vorführung abgesagt, wenn Sie nicht aufgetaucht wären. Ohne den großen Star wäre sie wertlos, wissen Sie.« Er schüttelte Priss noch immer die Hand. »Schließlich ist es Ihre Theorie. Wir gewöhnlichen Sterblichen wären ohne die wenigen großen Geister vollkommen hilflos.«

Er strömte geradezu über vor Herzlichkeit und machte Priss Komplimente, weil er es sich jetzt leisten konnte. Er mästete den Professor, um ihn nachher abschlachten zu können.

Priss lehnte einen Drink ab und murmelte irgend etwas vor sich hin, aber Bloom drückte ihm ein Glas in die Hand und rief laut: »Meine Herren, ich bitte um Ruhe! Trinken wir auf Professor Priss, den genialsten Kopf seit Einstein, den zweifachen Nobelpreisträger, den Vater der Zweifeldertheorie und den Mann, der den Anstoß zu der heutigen Vorführung gegeben hat - obwohl er sie selbst nicht für

möglich gehalten und diese Auffassung öffentlich vertreten hat.«

Im Hintergrund lachte jemand, aber Priss machte ein grimmiges Gesicht, und das Lachen verstummte.

»Da Professor Priss jetzt hier ist und wir auf sein Wohl getrunken haben, können wir endlich anfangen«, sagte Bloom. »Folgen Sie mir bitte, meine Herren!«

Die Vorführung fand im obersten Stockwerk des großen Gebäudes statt. Dort waren verschiedene Magneten aufgebaut - sogar kleinere als beim letzten Versuch -, aber soviel ich beurteilen konnte, wurde die gleiche M-E-Waage benützt.

Etwas anderes war allerdings neu und zog sofort die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich: ein Billardtisch unter einem Pol eines großen Magneten. Der zweite Pol war unter dem Tisch installiert. In die Tischfläche war ein rundes Loch mit etwa dreißig Zentimeter Durchmesser gestanzt, und wir alle sahen, daß das Null-gFeld offenbar in diesem Loch entstehen sollte. Dadurch mußte unweigerlich der Eindruck erweckt werden, die Vorführung solle ein Beweis dafür sein, daß Bloom über Priss siegreich geblieben sei. Dies war eine Art Billardpartie, und Bloom würde heute gewinnen. Ich weiß nicht, ob die anderen Reporter den gleichen Eindruck hatten, aber Priss wußte jedenfalls, was gemeint war. Ich drehte mich nach ihm um und sah, daß er noch immer sein Glas in der Hand trug. Er trank selten, aber jetzt setzte er das Glas an den Mund und leerte es mit einem Zug. Er starrte den Billardtisch an, und man brauchte kein Hellseher zu sein, um zu erkennen, daß er sich dadurch absichtlich herausgefordert fühlte. Bloom führte uns zu den etwa zwanzig Sesseln, die an drei Seiten des Tisches aufgestellt waren, so daß die vierte für ihn freiblieb. Priss erhielt den besten Platz, von dem aus er die Vorführung gut beobachten konnte. Der Professor warf einen raschen Blick auf die laufenden Fernsehkameras und schien sich resigniert damit abzufinden, daß er jetzt nicht mehr zurück konnte.

Der Versuch war im Grunde genommen einfach; es kam nur darauf an, wie er durchgeführt wurde. Ein Meßinstrument zeigte deutlich sichtbar den Energieverbrauch an; andere zeichneten die Veränderungen der M-E-Waage in größerem Maßstab auf. Alles war so arrangiert, daß auch die Fernsehzuschauer sahen, worum es hier ging.

Bloom erklärte jeden Schritt mit leicht faßlichen Ausdrücken und machte nur zweimal eine kurze Pause, um sich etwas von Priss bestätigen zu lassen, das keiner Bestätigung bedurfte. Er übertrieb in dieser Beziehung nicht, sondern erreichte dadurch nur, daß Priss auf die Folter gespannt wurde. Ich saß dem Professor gegenüber und konnte seinen Gesichtsausdruck beobachten.

Er sah wie ein Verdammter im Fegefeuer aus.

Bloom war erfolgreich, wie wohl jeder weiß. Die M-E-Waage

zeigte uns, daß die Schwerkraft stetig sank, je stärker das elektromagnetische Feld wurde. Die Zuschauer klatschten, als 0,52 g unterschritten wurden. Dieser Punkt war auf dem Meßinstrument rot markiert.

»Damit ist der bisherige Rekord gebrochen«, meine Herren«, stellte Bloom zuversichtlich fest. »Wir haben diesen Punkt unterschritten und trotzdem kaum zehn Prozent der damals aufgewendeten Energiemenge verbraucht. Und wir gehen jetzt tiefer.«

Bloom verlangsamte die Vorführung allmählich - um die Spannung zu erhöhen, nehme ich an - und ließ die Fernsehkameras abwechselnd das Loch im Billardtisch und die Skala der M-E-Waage aufnehmen, während die Schwerkraft sank.

»Meine Herren, in der Tasche an der Armlehen Ihres Sessels finden Sie eine Schutzbrille mit dunklen Gläsern«, sagte Bloom plötzlich. »Setzen Sie bitte die Brille auf. Das Null-g-Feld muß bald entstehen und strahlt dann ultraviolettes Licht aus.«

Er setzte sich selbst eine Schutzbrille auf, und wir folgten seinem Beispiel. Ich glaube, daß keiner von uns in den letzten Sekunden geatmet hat, als der Zeiger auf Null zurückfiel und dort stehenblieb. Und im gleichen Augenblick bildete sich ein leuchtender Zylinder zwischen den beiden Polen des Magneten.

»Mister Bloom, woher kommt dieses Licht?« wollte ein Reporter wissen. »Es ist charakteristisch für das Null-g-Feld«, sagte Bloom, was natürlich keine Antwort war.

Die Reporter standen auf und drängten sich um den Tisch, aber Bloom trieb sie zurück. »Bleiben Sie bitte auf Ihren Plätzen, meine Herren!«

Nur Priss war sitzengeblieben. Seine Augen waren hinter der dunklen Brille verdeckt, und ich bin nachträglich davon überzeugt, daß diese Tarnung ihm seinen Entschluß erleichtert hat. Oder hätte man ihm ohnehin nichts angesehen?

Bloom breitete die Arme aus. »Bitte! Die Vorführung ist noch nicht zu Ende. Bisher habe ich nur gezeigt, daß sich ein Null-gFeld erzeugen läßt-aber nun möchte ich Ihnen vorführen, welche Wirkung es hat. Was Sie nun zu sehen bekommen, habe ich selbst noch nicht ausprobiert, weil ich der Meinung war, Professor Priss gebühre die Ehre...« Priss hob ruckartig den Kopf. »Was... was...?«

»Professor Priss«, sagte Bloom lächelnd, »ich möchte Ihnen Gelegenheit geben, den ersten Versuch durchzuführen, bei dem ein massiver Gegenstand in ein Null-g-Feld eintritt. Die Welt kennt ihre Begabung als Billardspieler, Professor, die eines Weltmeisters würdig ist. Wollen Sie nicht eine Kugel in das Null-gFeld schicken?«

Mit diesen Worten drückte er Priss einen Billardstock und eine Kugel in die Hand, die der Professor nur zögernd ausstreckte.

»Kommen Sie, Professor«, forderte Bloom ihn lächelnd auf, »wir tauschen die Plätze. Von jetzt an ist es Ihre Show. Bitte machen Sie weiter!« Bloom setzte sich und sprach laut weiter. »Sobald Professor Priss die Kugel in das Null-g-Feld stößt, wirkt das Schwerefeld der Erde sich nicht mehr auf sie aus. Sie bleibt dann völlig bewegungslos, während die Erde rotiert und um die Sonne kreist. In diesen Breiten sinkt die Erde um diese Tageszeit; wir werden dieser Bewegung zwangsläufig folgen, aber die Kugel wird ihre Position nicht verändern, so daß der Eindruck entstehen muß, sie steige nach oben.«

Priss stand zur Bewegungslosigkeit erstarrt vor dem Billardtisch. War es Überraschung? Erstaunen? Ich weiß es nicht. Ich werde es nie erfahren. Öffnete er den Mund, um Blooms kleine Ansprache zu unterbrechen - oder litt er nur schweigend unter der Rolle, in die ihn sein Gegner hineinmanövriert hatte?

Priss starrte den Tisch an und sah dann wieder zu Bloom hinüber. Die Reporter waren aufgestanden und drängten heran, um besser sehen zu können. Nur Bloom blieb sitzen. Er beobachtete natürlich weder die Kugel noch das Null-g-Feld. Soviel ich beurteilen konnte - seine Augen waren hinter den dunklen Brillengläsern verborgen-, beobachtete er Priss. Priss beugte sich über den Tisch und legte sich die Kugel zurecht. In wenigen Sekunden würde er den Triumph seines Feindes vollkommen und sich selbst zum Narren machen, weil er einmal behauptet hatte, diese Demonstration sei unmöglich.

Vielleicht glaubte er keinen Ausweg mehr zu haben. Oder vielleicht... Er stieß die Kugel an und setzte sie in Bewegung. Sie rollte nicht allzu schnell, so daß wir sie gut verfolgen konnten. Sie stieß gegen die Bande, änderte ihre Richtung, rollte auf das Null-g-Feld zu und wurde dabei immer langsamer, als wolle Priss den entscheidenden Augenblick absichtlich hinauszögern, um Blooms abschließenden Triumph dramatischer zu machen.

Die Kugel erreichte das Null-g-Feld, schien am Rand zu verharren und verschwand dann in einem grellen Lichtblitz, dem ein Donnerschlag und der Geruch versengter Wolle folgten. Wir schrien alle auf.

Ich habe diese Szene seitdem noch mehrmals auf dem Fernsehfilm gesehen. Ich sehe mich in diesen erregten fünfzehn Sekunden in der ersten Reihe stehen, aber ich erkenne mich selbst nicht mehr. Fünfzehn Sekunden!

Und dann entdeckten wir Bloom. Er saß noch immer am gleichen Platz, hatte die Arme noch immer verschränkt - aber Unterarm, Brust und Rücken wiesen ein sauber ausgestanztes Loch in Größe einer Billardkugel auf. Bei der Autopsie zeigte sich, daß der größte Teil seines Herzens aus dem Brustkorb gestanzt war.

Irgend jemand schaltete das Gerät ab. Irgend jemand rief die

Polizei an. Priss wurde dem Nervenzusammenbruch nahe fortgeführt. Wir waren alle in kaum besserer Verfassung, und jeder Reporter, der bei diesem Anblick angeblich die Ruhe bewahrt hat, ist ein großer Lügner. Ich sah Priss erst einige Monate später wieder. Er hatte etwas Gewicht verloren, schien aber bei bester Gesundheit zu sein. Auf seinem sonst so blassen Gesicht lag sogar ein rosiger Schimmer, und die frühere Unentschlossenheit war jetzt verschwunden. Er war erheblich besser als noch vor einem halben Jahr angezogen.

»Jetzt weiß ich, was damals passiert ist«, sagte er. »Hätte ich in Ruhe nachdenken können, wäre es mir bestimmt eingefallen. Aber ich denke eben langsam, und der arme Ed Bloom war so von seiner Idee begeistert, daß ich mich habe mitreißen lassen. Ich habe natürlich versucht, einen Teil des Schadens wiedergutzumachen.«

»Damit machen Sie Bloom nicht wieder lebendig«, murmelte ich. »Richtig«, stimmte Priss zu, »aber ich denke im Augenblick mehr an Bloom Enterprises. Diese Vorführung war die denkbar schlechteste Reklame für Anti-Schwerkraft, und ich möchte diesen Eindruck korrigieren. Deshalb habe ich Sie hierher gebeten.« »Ja?«

»Hätte ich rascher gedacht, hätte ich erkennen müssen, daß Ed sich irrte, als er behauptete, die Billardkugel werde im Null-g-Feld aufsteigen. Das ist unmöglich! Er hätte es selbst wissen müssen, wenn er nicht so stolz darauf gewesen wäre, keinerlei theoretische Kenntnisse zu besitzen. Schließlich spielt dabei nicht nur die Erdbewegung eine Rolle, junger Mann. Die Sonne selbst bewegt sich um den Mittelpunkt unserer Galaxis, die sich wiederum auf vorläufig unbestimmbare Weise bewegt. Allein deshalb konnte die Billardkugel im Null-g-Feld nicht zur Ruhe kommen, denn es gibt keinen Zustand der absoluten Ruhe.«

Priss schüttelte den Kopf. »Er hat vermutlich an eine spezielle Art der Schwerelosigkeit gedacht: an den freien Fall an Bord eines Raumschiffs. Diese Schwerelosigkeit entspricht jedoch nicht einem Null-g-Feld, sondern entsteht nur dadurch, daß zwei Gegenstände - das Raumschiff und der Mensch - mit genau gleicher Geschwindigkeit fallen, so daß sie im Verhältnis zueinander bewegungslos sind.

Eds Null-g-Feld begradigte tatsächlich das deformierte Universum, was einen echten Masseverlust mit sich brachte. Alles in diesem Feld - auch Luftmoleküle und die Billardkugel - war völlig masselos, solange es darin verharrte. Aber ein masseloser Körper kann sich nur auf eine Weise bewegen.«

Er machte eine Pause, bis ich die erwartete Frage stellte. »Auf welche Weise?«

»Bewegung mit Lichtgeschwindigkeit. Jedes Objekt ohne Masse, zum Beispiel ein Neutrino oder ein Photon, bewegt sich mit Lichtgeschwindigkeit, solange es existiert. Das Licht bewegt sich

übrigens nur deshalb mit dieser Geschwindigkeit, weil es aus Photonen besteht. Sobald die Billardkugel in das Null-g-Feld eindrang und ihre Masse verlor, wurde sie auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt und verließ das Feld.« Ich schüttelte den Kopf. »Hat sie beim Verlassen des Feldes nicht ihre Masse zurückerhalten?«

»Selbstverständlich«, antwortete Priss, »und sie wurde auch sofort langsamer, als Schwerkraft, Luftwiderstand und Reibung sich auszuwirken begannen. Aber Sie brauchen sich nur vorzustellen, wieviel Luftwiderstand erforderlich ist, um eine Kugel dieser Größe bei Lichtgeschwindigkeit zu verzögern. Die Billardkugel hat unsere hundertfünfzig Kilometer dicke Atmosphäre in einer Tausendstelsekunde durchmessen, und ich bezweifle, daß ihre Geschwindigkeit sich dabei um mehr als einige Sekundenkilometer verringert hat. Unterwegs hat sie den Filzbelag des Billardtisches versengt und ist nacheinander durch die Bande, Ed und das Fenster hinter ihm geflogen.

Zum Glück befanden wir uns im obersten Stockwerk eines einzeln stehenden Gebäudes; hätte der Versuch irgendwo in der Stadt stattgefunden, wäre die Kugel vielleicht durch mehrere andere Gebäude gerast und hätte dort Menschen töten können. Unterdessen befindet sich die Kugel im Weltall und rast dort fast mit Lichtgeschwindigkeit weiter, bis sie zufällig auf einen anderen Körper prallt, der groß genug ist, um sie aufzuhalten. Und dann erzeugt sie beim Aufprall einen größeren Krater.« Ich warf ihm einen fragenden Blick zu. »Wie ist das möglich? Die Billardkugel ist ganz langsam in das Null-g-Feld hineingerollt; das habe ich selbst gesehen. Aber Ihrer Erklärung nach hat sie das Feld mit unglaublich hoher kinetischer Energie verlassen. Woher stammt diese Energie?« Priss zuckte mit den Schultern. »Aus dem Nichts! Das Gesetz von der Erhaltung der Energie gilt nur in unserem Universum, das einer Gummiplatte mit Vertiefungen gleicht. Werden die Vertiefungen jedoch beseitigt, ist die Allgemeine Relativitätstheorie nicht mehr anwendbar, denn nun kann Energie unbegrenzt erzeugt und vernichtet werden. Das erklärt das Leuchten des Null-g-Feldes, das Bloom nicht erklären wollte und vermutlich nicht erklären konnte. Hätte er zuerst weitere Versuche angestellt, anstatt nur seine Show...« »Wie ist das Leuchten zu erklären, Sir?«

»Die Luftmoleküle im Innern des Feldes werden auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt und rasen davon. Da sie keine Billardkugeln sind, werden sie aufgehalten, wobei ihre kinetische Energie sich in Wärme verwandelt. Dieser Vorgang wiederholt sich ständig, weil immer wieder neue Moleküle von außen in das Feld eindringen.« »Dabei entsteht also ein stetiger Energiefluß?«

»Genau! Und das müssen wir der Öffentlichkeit erklären. Die

AntiSchwerkraft soll nicht dazu dienen, Raumschiffe anzutreiben oder mechanische Bewegungsabläufe zu revolutionieren, sondern ist vielmehr eine unerschöpfliche Energiequelle, da ein Teil der gewonnenen Energie dazu benützt wird, das Null-g-Feld zu erhalten. Ed Bloom hat also unwissentlich das erste erfolgreiche Perpetuum mobile konstruiert - eine Maschine, die Energie aus dem Nichts produziert.«

»Die Billardkugel hätte jeden von uns treffen können, nicht wahr, Professor?« fragte ich langsam. »Sie hätte in jeder Richtung davonfliegen können.«

»Nun, masselose Photonen verlassen die Lichtquelle in allen Richtungen; deshalb strahlt eine Kerze ihr Licht nach allen Seiten aus«, antwortete Priss. »Die masselosen Luftmoleküle verlassen den Zylinder in allen Richtungen; deshalb leuchtet er gleichmäßig. Aber die Billardkugel war nur ein bewegliches Objekt; sie hätte in jeder beliebigen Richtung davonfliegen können, und die Richtung, in der sie schließlich davonflog, war leider die, in der Ed saß.«

Das war alles. Die Konsequenzen sind bekannt. Die Menschheit besitzt einen unerschöpflichen Energievorrat, der unser Leben verändert hat. Professor Priss ist als Direktor der Bloom Enterprises für die Weiterentwicklung verantwortlich; er ist jetzt ebenso reich und berühmt, wie Ed Bloom es damals war. Und er hat noch zwei Nobelpreise dazu. Aber...

Ich denke oft darüber nach. Photonen bewegen sich nach allen Seiten, weil sie eben erst entstanden sind und keinen Grund haben, sich in eine andere Richtung zu bewegen. Luftmoleküle verlassen das Null-g-Feld in allen Richtungen, weil sie aus allen Richtungen eindringen. Aber wie steht es mit einer einzelnen Billardkugel, die aus einer bestimmten Richtung kommt? Bewegt sie sich in der gleichen oder in einer beliebigen anderen Richtung weiter?

Ich habe mich unauffällig danach erkundigt, aber die Physiker sind sich nicht darüber einig, und bei Bloom Enterprises wird offenbar nicht auf diesem Gebiet experimentiert. Angeblich bewirkt das Unsicherheitsprinzip, daß jedes Objekt in beliebiger Richtung zum Vorschein kommen kann. Aber warum werden dann keine Versuche angestellt? Könnte es also sein, daß...

Könnte es sein, daß Priss ausnahmsweise blitzschnell überlegt hat? Könnte es sein, daß er angesichts dieser Herausforderung schlagartig die Wahrheit gesehen hat? Er hatte die Strahlung am Rand des Feldes beobachtet; vielleicht war ihm ihre Ursache klar, und er wußte, daß jeder Gegenstand, der in das Feld eindrang, auf Lichtgeschwindigkeit beschleunigt werden würde.

Warum hatte er dann nichts gesagt?

Etwas steht jedenfalls fest. Priss hatte am Billardtisch nichts

zufällig getan. Er war ein hervorragender Spieler, und die Kugel rollte dorthin, wo er sie haben wollte. Ich habe ihn dabei beobachtet. Er hat zuerst Bloom und dann den Tisch angesehen, als schätze er den Winkel ab.

Ich habe gesehen, wie der Stock die Kugel berührte. Ich habe gesehen, wie die Kugel von der Bande abprallte und sich dem Null-g-Feld in einer bestimmten Richtung näherte.

Denn als Priss die Kugel in das Null-g-Feld schickte - das ist auf dem Fernsehfilm deutlich zu sehen -, war sie bereits genau auf Blooms Herz gezielt!

Unfall? Zufall? ...Mord?

ENDE ???

Jepp ;-))